



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o. 27.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Gras Rubezahl.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Nachdruck verboten.)

I.

Längst ist Gras darüber gewachsen, der grüne Rasen deckt sie Alle, welche die Hauptrolle spielen in dieser Geschichte. Diese selbst, sie ist der Vergessenheit anheim gefallen, wie so vieles Andere, trotzdem sie damals ein so großes Aufsehen erregte in meiner Heimat. Ich allein bin übrig geblieben von ihnen Allen.

Das war zu Ende der dreißiger Jahre, und ich war selbst noch ein halbes Kind, ein wenig verwachsen und menschenfurcht, aber dafür, wie die meisten solcher Gebrechlichen, um so verschlagener und hellsehender, als ich, eine Waise, in des Onkels Haus kam. Ich sah und hörte dort vielerlei, was Die, welche es anging, nicht ahnten, und wo man mich am wenigsten vermuthete, da steckte ich zumeist.

Dort, wo der Strom die letzte Stufe des Gebirges durchbricht, um dann in seinen mittleren Lauf einzutreten, liegt der Hirschenthaler Hof, meines Onkels Besitzthum. Ich lebte unter seinem Dache, damals eine arme Verwandte; — jetzt gehört er mir, der Ueberlebenden, jetzt befehle ich. So wechseln die Zeiten und die Verhältnisse.

Beinahe Alles hat sich verändert um mich her in den langen Jahren, nur die Natur da draußen nicht; die ist stehen geblieben in ihrer ganzen Startheit und Pracht, und wird noch so dastehen, lange, lange Jahre, nachdem dieses Geschlecht von der Erde verweht wurde. — Wir Menschen vergehen wie Gras, wenn der Wind über uns hinfährt, aber Gottes Werke bleiben ewiglich.

Wenn man älter wird und einsam ist, dann kommen Einem solche Gedanken, — darum lebt man am liebsten in der Vergangenheit. Die theuren Todten sind unsere besten Freunde, ihre Schatten umgaukeln uns.

Wie lieblich ist dieses Thal, welches ich weithin von meinem Fenster aus überblicke, wenn die helle Sonne in dasselbe hinein scheint, wenn der Frühling seine Blüten so verschwenderisch auf dasselbe herabstreut und es schmückt mit seinem Grün! Wie starr dagegen und einsam, wenn die Felsen überzogen sind mit glänzender Eiskruste, wenn der jungfräuliche Schnee die Wipfel herabdrückt, die Felder begräbt und der Strom einem Spiegel gleicht, wenn der Frost ihn bezwang.

Ob aber Sommer oder Winter, immer ist der Blick von meinem Erkerstübchen aus ein anderer, — niemals blieb er sich ganz gleich in den langen Jahren, und dennoch war er stets derselbe.

Wie ein übermüthiger Knabe stürmt der Strom aus dem schmalen Felsenthore heraus; es wurde ihm längst zu eng da drinnen zwischen den steinernen Schranken.

Rauschend und sich überstürzend, eine Reihe von Stromschnellen bildend, gefährlich für den Flößer oder den Nachen, welcher sich in sie hineinwagt, braust er heran und stürzt sich kopfüber in das breitere Bett. Wo die steilen, hohen Wände zurücktreten, beginnt der Wald, der sich von den Klanken des Gebirges rechts und links herabzieht bis zu den Ufern, dunkler Tannenwald zumeist, untermischt mit dem hellen Grün der Buche und der Birke, malerische Riesen und kleine Zwerge darunter, die bis hinein wachsen in das steinige Bett und nur hie und da einem smaragdgrünen Wiesensack Raum gestatten, welcher sich hineinwebt, wohlthuend für das Auge, in diesen dunklen Teppich.

Felsstrümmen, mit Moos und Flechten überwuchert, und schwere Rollsteine liegen an beiden Ufern, und um diese herum gurgelt das grünliche Wasser, plätschert die leichte Welle und drehen sich die kleinen Wirbel, wenn die Sommersonne hell von dem blauen Himmel herab auf den Strom scheint. Schaaren glänzender, hurtiger Fische haschen sich dann in dem tiefen Schatten unter den überhängenden Wipfeln der Bäume, friedlich und lächelnd sieht er dich an, dieser von den silbernen Wellen, von seiner eigenen Un-

ruhe gekräuselte Wasserspiegel. Wehe aber, wenn die Elemente da oben sich entfesseln, wenn der Donner mächtig grollt und der Regen stromweis herniederströmt droben im Gebirge, — wenn sich die tosenden gelbbraunen Wasser herabwälzen, sich zwischen den Felsen aufstauen und dann mit vernichtender Gewalt in's Thal sich drängen, große Stämme, Heuhaufen, zerstörte Brücken und Häuser, Vieh und Leichen mit sich führend.

Wer unsern Strom so gesehen hat wie ich, tödtlich vernichtend, ein Feind der Menschen und ihres Fleisches, der traut ihm nimmer wieder und flöhe er auch noch so friedlich und lächelnd im hellen Sonnenschein dahin. — Es ist mit ihm wie mit den Herzen der Menschen, trügerisch, Alles trügerisch! Ein Sturm, ein Nichts oft und das Auge, welches uns soeben noch gelächelt, blickt auf im jähen Zorn; die Hand, welche liebteste, greift zur Waffe und vernichtet schonungslos! — Was verschlägt es uns, was kann es ändern an den Folgen, ob dieses böser Wille ist oder ein ewiges Naturgesetz?!

Auf dem jenseitigen, dem rechten Ufer des etwa dreihundert Schritte breiten Flußbettes weichen die Felswände plötzlich und weiter zurück, das Thal öffnet sich breit und ist bewaldeter, während auf unserer Seite die felsigen Hänge gleichsam widerwillig nur zurücktreten von dem Wasserspiegel, in welchem sie ihr starres Bild so lange erblickt haben, und nun nur eben Raum genug geben für die dort beginnende Landstraße und das Birthshaus „Zum Hirschen“, neben welchem das kleine Fährhaus liegt, ganz versteckt unter den Laubtronen.

Der „Kretscham“*) gehört zu unserem Besitz. Er war verpachtet seit urdenklichen Zeiten. Er lehnte sich mit seiner Rückwand an eine große Sandsteinstufe und lag wie in einem Kessel, aber weit genug über dem Flußbette, daß ihn das Hochwasser im Frühjahr nicht erreichen konnte. Stattlich und einladend genug sah er aus mit seiner breiten, weißgetünchten Front, dem braunen Gebälk, dem spitzen, hohen Dache und der „Laube“**) davor, über welcher das Schild mit dem rothen Hirschen prangte.

Seitdem ist er verschwunden; an der Stelle, wo er stand, weit über hundert Jahre, prangt eine stolze Villa, deren reicher Besitzer im Sommer auf einige Wochen die Residenz verläßt, um hier zu wohnen.

In einigen Absätzen, förmliche Stagen bildend, steigt die Wand hinter demselben empor bis zum höchsten Gipfel des Thaltalles, der sich rückwärts in ein hügeliges, mit Wald und Acker bedecktes Hinterland verläuft, das wohl einen malerischen Anblick gewährt, aber dafür auch rauh und unwirthlich ist, und kaum im Stande, seine Bewohner zu ernähren.

Ein tiefer Grund, mit kleinen, waldförmigen Schluchten zu beiden Seiten, mündet kaum hundert Schritte unterhalb des Birthshauses in das breite Thal des Stromes ein, das „Hirschenthal“, und in diesem, höchst malerisch, etwa auf



*) Provinzieller Ausdruck für Birthshaus.
**) Steinerner Vorbau.

halber Höhe, liegt der Hof, ein uraltes, mehr pittoreskes als wechliches Gebäude.

Am jenseitigen Ufer, etwas abseits und da, wo sich das Thalbecken beinahe muldenförmig erweitert, hineingebebet in das dunkle Grün der Büsche, liegt der kleine, freundliche Ort Wihnenhausen, dessen bescheidener Kirchturm die Wipfel der Bäume überragt, und beinahe gerade gegenüber, aber unter den überhängenden Tannen ganz versteckt, bemerkte man am Ausgange eines Pfades, der sich zur Nährstelle herabzieht, ein bescheidenes Gebäude unmittelbar neben dem Strom, der hier zwischen Felsblöcken und Gestein heftig verüberstürzt — dort wohnte damals der Magister Erbe, der pensionierte Schullehrer des nahen Ortes, ein seltener, unheimlicher Kauz.

Weiterhin nach Norden öffnet sich das Thal mehr und mehr, der Fluß wird schiffbar, Dörfer und Städte liegen an seinen beiden Ufern, Mühlen und Fabriken, das Gebirge weicht immer mehr zurück und verflacht sich zur Ebene. Nach Süden aber, über die nächsten Höhen hinweg, erblickt man felsige Regal und hohe, bewaldete Berggruppen; dort steigt das Gebirge höher und höher auf bis hinüber, eine kleine Stunde kaum von uns entfernt, zu der Grenze des Nachbarstaats.

II.

Mit einer etwas eigenartigen Episode beginne ich meinen Bericht, aber ich kann mit dem besten Willen nicht umhin, ihrer zu erwähnen, so sehr das Gefühl der alten Jungfer sich auch dagegen sträubt, weil hier zum ersten Male eine Person in meinen Gesichtskreis trat, welche bestimmt war, eine große Rolle in dieser Erzählung zu spielen, indem sie auf die Handlungsweise einer der Hauptpersonen derselben einen verderblichen Einfluß übte.

Es war zu Ende der dreißiger Jahre und eine harte Zeit, denn die Ernte war mißrathen. Wir saßen daheim, der Onkel über einem Buche, Gretchen und ich mit unseren Spinnroden in der Nähe des warmen Ofens.

Draußen fiel der Regen in Strömen herab und rauschte der Wind stoßweise und unheimlich durch die Wipfel der Bäume.

Es war so dunkel, daß man nicht eine Hand vor Augen sehen konnte.

„Geht zu Bette,“ sprach der Onkel mit einem Blicke auf die alte englische Uhr in der Ecke, deren Pendel langsam hin und her schwebte. Wir erhoben uns augenblicklich und stellten unsere Köcke beiseite; wir waren an strikten Gehorsam gewöhnt.

Da plötzlich ging der Klopfer an der Hausthüre und der Hund schlug an. Auch der Dächsel zu den Füßen meines Onkels erhob sich mit leisem Geknurr.

Wir schauten auf. Der Onkel trat an's Fenster und schaute hinaus in die finstere Herbstnacht.

„Wer ist da?“ frug er mit seinem tiefen, dröhnenden Bass.

Jemand antwortete, — es war eine bittende Knabenstimme, was sie sagte, konnten wir nicht verstehen.

„Macht auf!“ befahl Onkel Wolfgang kurz.

Wir gingen Beide, um zu öffnen; eine kleine Gestalt mit einer Laterne in der Hand stampfte munter herein und unter der Kapuze, welche vom Regen troff, kam das geröthete freundliche Gesicht von Pastors Karl zum Vorschein.

„Einen schönen Gutenabend allzumal und eine Empfehlung von meinem Vater,“ begann er in einem etwas verlegenen, leierigen Ton und noch ein wenig athemlos, „und ich solle sagen, wir hätten Besuch bekommen, vier fremde Damen, denen ein Rad gebrochen ist, und die müßten die Nacht dableiben, und wir hätten nichts weiter wie Eier und Kartoffeln im Hause, und ob Sie nicht wollten so gut sein und dem Vater und der Mutter etwas zu essen bringen für die vier fremden Damen und . . .“

„Was für Damen sind denn das?“ frug der Onkel.

Der Knabe guckte ihn aus seinen ehrlichen Augen treuherzig an und hielt plötzlich inne, sein Mund verzog sich zu einem vielsagenden Grinsen, während seine ausgespreizten Finger links und rechts über die nassen Beinkleider fuhren.

„O — sehr schöne!“ versetzte er, das sehr ganz ungewöhnlich in die Länge ziehend. „Mutter meint, es müßten lauter Gräfinnen sein . . . und aus Berlin sind sie . . . und ihr Wagen ist kaputt.“

„So? . . . Aus Berlin?“

„Ja, und die Mutter läßt schön bitten, wenn sie vielleicht ein paar Hühner oder ein Stück Schinken oder Wurst haben könnte für die zum Essen, denn sie meint, die wären gewiß schön verwöhnt.“

„So? — Also etwas zu essen? — Grete, — sieh' mal nach, was da ist, und pack' es zusammen. Auch eine Flasche Wein leg' bei. — Na, sieh' Dich, Karl.“

Ich gab dem Knaben ein Stück Brod und eßliche Aepfel, denn Pastors Kinder hatten immer Hunger; es waren ihrer fünf und das Einkommen der Pfarre nur spärlich. Nun sah er auf der Stuhlecke und laute mit vollen Backen.

Der Onkel ging im Zimmer auf und ab.

„Also in einem Wagen kamen sie?“ frug er, plötzlich stehen bleibend und den Jungen anschauend.

Dieser nickte nachdrücklich und laute weiter.

„In einer Extrapostkutsche,“ sprach er zwischendurch.

„So, so! — Das ist wunderbar. — Was hat denn die hieher verschlagen?“

„Ich weiß es nicht, aber sie kamen von Radeberg,“ versetzte Predigers Karl und guckte in die Höhe. „Sie wollten nach Groß-Peterwitz — so sagten sie zu meinem Vater.“

Der Onkel zog die dichten Brauen ein wenig herauf und blickte finster, wie er immer that, wenn ihn irgend etwas in Erstaunen versetzte oder mißfiel.

„So — so,“ sagte er leiser und machte ein ganz eigenthümliches Gesicht, „dann haben die den nähern Weg hier herüber genommen über Bielau. — Nun, der Postillon verdiente eine tüchtige Tracht Prügel. — Bei dem Wetter!“

Bielau ist der kleine Ort, in welchem Karl's Vater Prediger war; er lag kaum zehn Minuten vom Hirschenthaler Hof entfernt, wenn man den Nichtweg ging.

„Und hast Du diese Gräfinnen gesehen?“ frug der Onkel weiter.

„O, ja wohl!“ machte der Junge mit ganz glänzenden Augen und mit seinem breitesten, verzücktesten Lächeln.

Gerade in diesem Augenblick kam Gretchen, meine Cousine, wieder herein mit einem tüchtigen Handkorbe voll guter Sachen und stellte denselben auf die Diele.

Der Vater sah hinein und wog ihn mit der Hand.

„Er ist zu schwer für den Jungen . . . er wird ihn fallen lassen,“ meinte er.

Ich erhob mich augenblicklich, — ich war ein so neugieriges Ding und meine Phantasie war sehr in Erregung gekommen durch Karl's vielsagendes „O!“ — Ich hatte noch niemals eine Gräfin gesehen in meinem ganzen Leben.

„Wenn Du erlaubst, Onkel, will ich ihn tragen,“ sprach ich aus meiner Ofenecke heraus und erhob mich dienstfertig.

„Du, Knirps?“ versetzte der Onkel mit einem Seitenblicke. „Der Wind wird Dich fortwehen. — Nun, ihr könnt euch ablösen zum wenigsten.“

Grete wollte auch mitgehen, aber der Onkel verbot es ihr, sie würde sich erkälten, sprach er.

„Nimm den Hund mit,“ fügte er hinzu.

Ich war froh, daß er keinen Einspruch that; Regen und Wind verschlugen mir nichts, daran war ich gewöhnt, und den Weg konnte ich bequem auch im Finstern finden.

Ich ergriff daher ohne Umstände den Korb, hing mir draußen auf dem Flur ein dickes Tuch über Kopf und Schultern, machte „Strom“ von der Kette los, und nun ging's hinaus mit Weißens Karl, den schmalen Fußsteig hinauf, was wir laufen konnten.

Kaum oben angelangt, begann ich diesen auszufragen nach Herzenslust; er mußte mir die vornehmen Fremden beschreiben, ihre Kleider, wie sie aussahen und was sie gesprochen hatten und wie sie angekommen waren. — Alles, Alles mußte ich wissen.

Pastors Karl war aber ein sehr dummer Junge damals, der nur von dem zu erzählen vermochte, was ihn selbst interessirte; von den großen „Ohrbonnellen“ der einen Gräfin nämlich und von einem kleinen weißen Spitz, der aussähe wie von Schaftwolle und der auf J eden losführe, der ihm zu nahe käme, sprach er ganz besonders.

Ich blieb ziemlich unbesriedigt in Folge dessen und mußte mich gedulden.

Der Weg war anfangs steil und schlüpfrig und der Wind warf uns beinahe alle Beide um, als wir dann auf's freie Feld gelangten, dazu drückte der Henkel des schweren Korbes meinen Arm, daß er schmerzte, aber trotzdem kamen wir schnell in's Dorf.

Vor der Schmiede war noch Leben, Feuergerben sprühten wie Millionen von Sternchen und der Dreischlag der Hämmer erklang. Schwarze Gestalten bewegten sich schattenhaft um den Amboss herum.

Draußen auf dem schmalen Pfade vor derselben stand eine gelbe Postkutsche auf drei Rädern, mitten im strömenden Regen, und harrete des Augenblicks ihrer Genesung.

Wir gingen, ohne uns viel anzuhalten, vorüber und kamen zu dem bescheidenen Pfarrhause neben der Kirche. Die Thüren waren alle geschlossen, aber durch die Ritzen derselben drang Licht, schmale gelbe Streifen.

Karl sprang voraus, blies die Laterne aus und öffnete, erst folgte nun Strom und dann ich. Als die Hauglocke beßer schwirrte, öffnete sich die Thüre zur guten Stube, ein breiter, heller Schein fiel auf die Fliesen des engen Flurs, die Frau Pastorin steckte ihren Kopf heraus und sah nach, wer da war.

„Gott sei Dank!“ rief sie und kam nun eilig heraus, denn sie erkannte mich. Sie nahm mir den schweren Korb ab und reichte mir die Hand.

„Wie freundlich von Dir, Marie; bitte, tritt nur näher, liebes Kind,“ sprach sie und schob mich in die gute Stube hinein.

Da stand ich nun plötzlich mitten unter den fremden Damen, und noch dazu mit meinem häßlichen grauen Tuche und mit beschmutztem Schuhwerk. — Himmel! wie kam mir das Alles mit einem Male so prächtig vor in Pastors largem Besuchzimmer, — ich wagte ja kaum aufzuschauen.

Freilich war das noch dieselbe niedrige Decke wie sonst, mit dem plumpen Querbalken, dasselbe steife Sopha mit den schwarzen Pferdehaarkissen und dem Holzschmitt im braunen Rahmen darüber, eine Kreuzesabnahme nach Leonardo da Vinci; auch standen der grüne Kachelofen und der Tisch mit der rothgeblümten Decke darauf noch ganz wie jeht, aber auf jenem Tische flammten jetzt zwei Lichter in schön lakirten Blechleuchtern, und daneben die ebenso schön lakirten Untersätze mit der Lichtpußscheere (denn

damals brannte man nur Anschlitzkerzen, und die mußten natürlich geschneuzt werden, damit sie nicht blakten); was aber diese Kerzen Alles beleuchteten, das war es, was ich mit großen, offenen Augen anstaunte und was mir über alle Vorstellung schön und seltsam vorkam.

Du lieber Gott, wir lagen ja so ganz abseits damals vom Getreibe der Welt, wir hatten ja von solcher Pracht auch gar keine Ahnung. Daß sich so etwas auch zu uns hieher verirren konnte!

Auf dem harten, steillehnigen Divan saß eine große, stattliche Dame mit prächtigem dunklem Haar, aus welchem gerade unter dem Scheitel, ein sogenannter Thautropfen herverquoll, der blutroth auf ihrer hohen weißen Stirn ruhte. Ein feiner goldener Reifen trug denselben, und unter diesem hervor, an den beiden Schläfen, drängte sich die üppige schwarze Lockenfülle. Sogenannte Wiener Locken waren es, welche damals sehr in der Mode waren und die, wie ich Kind freilich nicht ahnen konnte, von künstlichem Haar waren und mit feinen Kämmchen befestigt wurden.

Gleich unter diesen wohlgeordneten Locken erblickte ich dann auch jene „Ohrbonnellen“, welche auf Pastors Karl einen so großen Eindruck gemacht hatten. Sie waren sehr lang, von gelbem Golde und mit blutrothen Steinen verziert, welche bei jeder Bewegung des Kopfes grelle Lichter warfen.

Die schöne Dame — jedenfalls eine Gräfin — trug dazu eine schwere seidene Robe und eine kostbare Pelzboa um den Hals, denn es war noch ziemlich kalt im Zimmer, — es roch nach dem frisch geheizten Ofen.

Auf ihrem Schooße ruhte jener kleine weiße Hund, der alle Leute anbellte. Neben ihr, auf einem Stuhle und in devoter Haltung, saß der alte Herr Pastor, mit seinem schneeweißen Halstuche und dem Kröpfchen, und unterhielt sich mit der Dame, welche ihm, als ich hereintrat, gerade von ihrem theuren Freunde, dem Grafen Rübbezahl, erzählte und versicherte, wie sehr man ihren Unfall in Groß-Peterwitz bedauern würde. Sie streichelte dabei mit den weißen, von schönen Ringen funkelnden Händen das weiße Fell des Schooßhündchens und warf aus ihren großen dunklen und ebenfalls sehr glänzenden Augen ab und zu einen Seitenblick auf den würdigen alten Herrn und die anderen Damen im Zimmer. Alles an ihr kam mir ungemein prächtig und majestätisch vor — ich war buchstäblich starr vor Ehrfurcht und Staunen. Wie zu einer andern Welt gehörig kam mir diese schön geschmückte Frau vor, und ich glaube bestimmt, dem Herrn Pastor ging es ebenso.

Außer dieser Dame auf dem Sopha gab es noch drei andere, aber bedeutend jüngere Frauenzimmer in der guten Stube, wovon die Eine immer schöner war als die Andere. Sie trugen ebenfalls seidene Kleider und vom zierlichsten Schnitt, goldene Uhren am Gürtel und Ringe und Armspangen. Sie schienen sich ihren Unfall nicht allzu sehr zu Herzen zu nehmen, denn sie lüchelten hinten in der Ofenecke und sprachen in einer Sprache und über Sachen, die ich dummes Mädchen nicht verstand. — Sie nahmen auch anfangs gar keine Notiz von mir und so konnte ich sie verstoßen betrachten.

Die Eine von ihnen, eine lebhaft, schlank Blondine, mit großen blauen Augen, machte sich seltsamerweise mit der Zunderbüchse zu schaffen, welche die Frau Pastorin wahrscheinlich aus Versehen beim Feueranmachen neben dem Ofen hatte stehen lassen.

Ich weiß nicht, ob die jetzige Generation, welche nur der Schwedischen, viel praktischeren und reinlicheren Zunderhölzchen sich bedient, eine Ahnung davon hat, wie man vor etwa vierzig Jahren verfuhr, um sich Feuer zu verschaffen.

In jeder Haushaltung gab es damals eine große blecherne Dose mit vier Abtheilungen. In der einen lagen Stein und Stahl (ein unförmiger eiserner Haken zumeist), in der zweiten der gelbe Schwefelsaden, in der dritten und vierten aber der schwarze Zunder. Wollte man Feuer machen, so schlug man den Stahl gegen den Stein, bis ein Funken in den lockern Zunder fiel und in allerhand phantastischen Linien auf demselben herumlief, dann blies man, nahm den Schwefelsaden, entzündete denselben an diesem Funken, und mit dessen bläulichem Flämmchen steckte man zuletzt das Holz oder Licht in Brand.

Das war allerdings ein wenig umständlich, aber man konnte es eben nicht anders. Erst später kamen die sogenannten Funkenfeuerzeuge auf und die Schwefelhölzchen in ihrer ersten, primitivsten Form, das Döbereiner'sche Feuerzeug mit dem Zinkselben, an deren Platinschwamm der Raucher damals seinen Hibiskus anzündete und welches alle Augenblicke versagte, die Phosphorfeuerzeuge und andere mehr. Ja, man weiß gar nicht, wie gut man's heutzutage hat und was die Welt für Fortschritte machte.

Jenes blonde, schöne Mädchen vertrieb sich nun die Zeit damit, die Funken auf den Zunder fallen und sie darauf hin und her laufen zu lassen, indem sie leise auf denselben blies. Ihre zierlichen Hände verstanden aber wenig mit dem plumpen Werkzeug umzugehen.

Die Zweite drehte mir halb den Rücken zu, ich sah nur ihre herrliche Gestalt und das kunstvoll geflochtene Nest an ihrem Hinterkopfe. Die Dritte aber war unbedingt die schönste von Allen, ein Geschöpf, so blendend, eine Erscheinung so hold wie ein Engel, wie es mich dünkte.

Sie trug ein Kleid von schwarzem Sammet und hatte die Hüfte etwas ungenirt gegen den Ofen gestemmt. Ich glaubte zuerst, ganz beschämt und erschrocken, diese kleinen

Gliedmaßen, so zierlich wie die eines Kindes, wären bloß, was mir in Gegenwart des Herrn Pastors nicht anständig erschien, aber dem war nicht so, sie waren vielmehr mit rosafarbenen Strümpfen bekleidet, so dünn wie ein Hauch. Sie wärmte sich die Füße, sie waren wohl feucht geworden und kalt bei dem Gehen durch den Schmutz des Weges. Sie naschte zwischendurch aus einer kleinen, zierlichen Dose. Jetzt wandte sie sich zu mir herum, sah mich und lachte mich an. Sie hatte große braune Augen, wie von Sammet, und Zähne, so klein und glänzend wie die schönsten Perlen. Ich erschrak, als sie mich so fest und unverwandt anschaute.

„Wer bist Du, kleines Mönch?“ frug sie in einem fremdartig klingenden Deutsch und betrachtete mich mit einem müllenden, beinahe spöttischen Blicke.

„Ich heiße Marie Lichtenfels,“ sprach ich erröthend und ließ mir verlegen die Hände.

„Mein Gott — wie schön dieses Geschöpf war und mit welcher mit Furcht gemischten Ehrfurcht ich sie betrachtete!“

„Du willst wohl nach dem Ofen sehen?“ mischte sich die andere junge Dame, die mit dem Feuerzeuge, in's Gespräch.

„Ich habe etwas zu essen gebracht und etwas Wein,“ erwiderte ich schüchtern.

„Das ist ein sehr vernünftiger Gedanke,“ versetzte die Dritte und drehte mir ihre großen dunklen Augen zu. „Nun kann es wohl bald losgehen?“

„Ich verstand diese Frage nicht recht.“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte ich, die Augen niederschlagend.

Sie lachten alle Drei.

„Welch' ein kleiner Kretin!“ flüsterte die Schönste.

„Du bist ja naß wie eine Klaye, Mädchen,“ sprach dann wieder die mit dem Feuerzeug. „Reich' mir doch mal jene Tasche da herüber.“

„Ich sah mich um — alle Stühle und selbst der Erdboden waren bedeckt mit glänzenden Necessaires, Taschen und Kartons.“

„Die rothe dort mit dem gelben Bügel, mein Kind,“ fügte sie hinzu, als sie meine Unentschlossenheit bemerkte. Ich gab sie ihr. Während sie noch darin herum kramte, trat die Frau Pastorin herein mit den Gläsern und mit einer Flasche. Es war von unserem Ungarwein. Sie goß ein und er funkelte goldgelb im Kerzenlicht und durchduftete das ganze Zimmer mit seinem Aroma.

Die Gräfin auf dem Sopha roch zuerst, schlürfte, schloß und öffnete zweimal die Augen und sprach mit einem gnädigen Nicken des Kopfes:

„Gerade solchen Wein hat mein lieber Verwandter auf Groß-Peterwitz ebenfalls, — er liegt über hundert Jahre in seinen Kellern.“

Die drei jungen Damen am Ofen langten nun ebenfalls zu und lachten leise unter sich und tranken dann.

„Lieber Marienchen, — ich habe Deinen Korb und die Laterne draußen auf den Gang gestellt. — Soll Dich Karl begleiten?“ sprach die Pastorin leise zu mir und sah mich bedeutungsvoll an. — Es war allerdings ein wenig eng in der guten Stube hier und es ging nun ja auch ganz gut ohne mich. Mein verwundertes Anstarren mußte den fremden Damen mit der Zeit unbehaglich werden; dazu die beschmutzten Stiefeln und das vom Regen triefende Tuch, — ich verstand, was sie meinte.

Nach einem letzten Blicke auf die stolze Gräfin in der Sophaecke und das schöne Mädchen, das sich am Kachelofen die wänzigen Füße wärmte, drückte ich mich leise hinaus und nahm meinen Henkelkorb auf.

Ich lehnte eine jede Begleitung ab und machte mich mit Strom auf den Heimweg. Ich war so geblendet von dem, was ich soeben gesehen hatte, daß mir die Finsterniß draußen jetzt noch einmal so schwarz vorkam.

„Welch' ein Unterschied zwischen jenen feenhaft schönen Wesen und unsereinem!“ dachte ich, während ich durch den Sturm und den Regen nach Haus lief. Selbst Gretchen, meine Cousine, die doch in der ganzen Gegend für die erste Schönheit gehalten wurde, mußte sich dagegen verstecken. Solche schönen Kleider, solche feine Taille, solche mit Ringen geschmückte Hände und solche Augen und Locken hatte Grete nicht.

Ich brauchte kaum zehn Minuten, bis ich den Hirschenhaler Hof wieder erreichte und ich machte hernach eine so übertriebene Schilderung von dem, was ich gesehen und gehört hatte, daß der Onkel, dessen schwache Seite die Neugier sicherlich sonst nicht war, mit seinem spöttischsten Lächeln und mit einer Stimme, die sehr rauh und eigenthümlich klang, bemerkte, das müßten ja ganz aparte Vögel sein, die in des Pastors Garn geflochten wären — morgen früh wollte er doch einmal selbst nach ihnen fragen. Nun wäre es aber Zeit, daß wir zu Bette gingen, fügte er dann hinzu.

Man kann sich denken, daß ich noch lange Stunden hernach wach dalag und daß meine aufgeregte Phantasie erst spät zur Ruhe kam. Wesen höherer Gattung vermeinte ich heute gesehen zu haben.

III.

Ich war ja damals eben noch ein Kind. — Wie erröthe ich jetzt, wenn ich an jenen Abend zurückdenke, und wie trauert mein Herz, wenn ich überlege, wie viel Unheil durch den Bruch eines Rades über die kleine gastliche Pfarre und über unser Aller Häupter kam.

Kann es wohl Verwunderung erregen, daß ich arnes, einfaches Landkind den gewöhnlichsten Flitterstaub für echtes Gold hielt?!

Als am andern Tage der Onkel heimkam aus dem Felde, erzählte er uns, die Gräfin mit ihren drei Töchtern wäre gegen zwei Uhr Morgens, nachdem der Schaden reparirt war, weitergefahren und hätte dem Pfarrer beim Abschiede drei Friedrichsd'or aufgedrungen für den Gotteskasten.

Gretchen und ich schlugen die Hände zusammen über eine solche unerhörte Generosität, der Onkel zuckte die Achsel.

Sie hätte auch auf das Höflichste ihren Dank ausgesprochen, fuhr der Onkel fort, für die freundliche Aufnahme, sich entschuldigend wegen der verursachten Störung und hinzugefügt, wenn der Pfarrer oder Jemand von den Seinen jemals nach Berlin kommen sollte, nirgends anders dürften sie wohnen als bei ihr, das müßten sie ihr feierlich und fest versprechen.

Damals glaubte Niemand, daß der gute Pfarrer Weiße einmal in die Lage kommen würde, von dieser Einladung Gebrauch zu machen; er wäre auch wohl in seinem Leben nicht nach Berlin gereist ohne dieselbe, aber nach etwa zwei Jahren traf es sich, daß in der Gemeinde Streitigkeiten ausbrachen wegen des Kirchenbaues und wegen des sogenannten Priesteraders, auch hatte der Herr Pfarrer petitionirt um nothwendige Ausbesserung und Vergrößerung des Schulhauses; vielleicht kam auch noch der Wunsch hinzu, seine Sache persönlich beim hohen Ministerium zu betreiben, einmal die Residenz zu sehen für ein Billiges und die Frau Gräfin, welche ihn so freundlich eingeladen hatte, zu besuchen (er war ja eben auch ein völliges Kind an Welterfahrung), kurzum, er schrieb an jene Madame B., die Aufseherin der Gräfin, deren Name in der ihm damals gegebenen Adresse stand, und sich auf der Gräfin Güte berufend, kündigte er derselben seine nahe Ankunft an.

Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er nach Berlin und kam mit seiner kleinen Reisetasche wohlbehalten dort an; eine Droschke brachte ihn vor das Haus der Gräfin.

Ganz starr war der gute Pfarrer Weiße über die große, schöne Stadt, betäubt von dem Geräusch, geblendet von den schimmernden Läden und aller Pracht. — Mit einigem Erschauern wurde er empfangen, nachdem dasselbe aber schnell vorüber war, hießen ihn die Gräfin und ihre Töchter mit einem wahren Strom von schönen Worten willkommen. Während der alte Mann die hohen Zimmer bewunderte, mit ihren Vorhängen, die bis zur Erde herabreichten, die Spiegel, in denen man sich in Lebensgröße erblickte, die Vergoldungen und Teppiche, sprach man von jener Begegnung, erzählte man ihm, wie man sich freute, ihn zu sehen, wie vorzüglich man sich damals bei dem Grafen Rubezahl, ihrem lieben Verwandten, amüfirt hätte. Ein epulentes Mahl stärkte den Hungerigen, und als der feurige Wein und die Wirkung der langen, beschwerlichen Reise ihm die Augen zudrückten, nahm ein weiches Bett mit seidener Decke ihn auf.

Der gute alte Mann, er dünkte sich im Himmel, er war so dankbar für alle diese Güte und schlief den Schlaf des Gerechten bis spät in den Morgen hinein; das heißt bis wohl gegen sieben Uhr — etwas ganz Unerhörtes bei ihm. — Fast erschrak er, als er auf die Uhr blickend erfuhr, wie sehr er sich verschlafen hatte. — Er leidete sich eilig an und ging hinunter, eine Entschuldigung auf den Lippen. Mit Erstaunen gewahrte er, daß im ganzen Hause noch Niemand sich regte. — Einen schnellen Entschluß fassend, nahm er Hut und Stock und begab sich auf die Wanderschaft. Auf's Geratewohl ging er durch die breiten Straßen, in welchen das Leben schon längst erwacht war, immer weiter und weiter zog ihn das Neue und Herrliche, was er erblickte, bis er endlich überlegte, daß es an der Zeit sei, seine Schritte heimwärts zu wenden, und nun gewahr wurde, daß er sich verlaufen hatte.

Er erkundigte sich nach dem Weg, aber die Leute lachten, als er nicht Straße noch Hausnummer angeben konnte, sondern nur den Namen der Gräfin nannte. Ein Mann, in einer offenen Kadentür stehend, sah seine Verlegenheit und nahm sich seiner an. Er bat ihn höflich, einzutreten, ergriß ein großes Buch und blätterte darin herum. . . . Selbstam, der Name der Gräfin war nirgends zu finden. — Des guten Pfarrers Verlegenheit war ebenso groß wie sein Staunen. Eine Dame, wie diese, mußte doch die ganze Stadt kennen, — er beschrieb sie, umsonst. — Zum Glück wußte er noch den Namen der Wirthschafterin; er nannte diesen und siehe da — der fand sich sogleich.

„Dort wohnen Sie?“ frug der höfliche Mann mit einigem Staunen und betrachtete die ehrwürdige Erscheinung, welche vor ihm stand.

„Ja wohl — in der Friedrichstraße, ganz richtig, bei meiner lieben Freundin, der Gräfin X.“ — Mit der Geschwätzigkeit des Alters begann er dann die Geschichte seines Bekannthwerdens mit der hohen Dame zu erzählen.

Das Gesicht seines Zuhörers wurde immer absonderlicher je länger er sprach — zuletzt sagte sich derselbe ein Herz.

„Man hat sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt, verehrtester Herr,“ hub er an, nachdem er unsern Pfarrer in die Stube hinein genöthigt hatte, „offenbar ist Ihre Gräfin mit der Frau B. identisch.“

„Unmöglich!“

„Doch, doch, Herr Pfarrer, — Ihre Beschreibung paßt auf's Haar.“

„Aber wie ist das denkbar?“ rief Jener erschrocken und ungläubig zugleich.

Was er hierauf zu hören bekam, ließ den alten, braven Herrn vollends aus seinem Himmel herausfallen: jene soi-disant Gräfin . . . eigentlich Madame B., war eine Abenteuerin, wie jede große Stadt sie kennt, aus guter Familie stammend ursprünglich, später mit einem Herrn A. verheirathet und allmählig nach dessen Tode herabgekommen. Sie machte ein großes Haus, — Niemand wußte, wovon . . . es würde dort gespielt, behauptete der Kaufmann, eine Menge hoher Herren verkehrten dort, aber für einen Geistlichen sei das kein Aufenthalt; er sollte lieber in einen Gasthof ziehen.

Wie niedergeschmettert stand der Pfarrer da — wie ein Kind, dem ein kostbares Spielzeug zertrümmert zu Füßen liegt, er mochte an das Furchtbare nicht glauben, er konnte es gar nicht begreifen. — Als dann noch Mehrere kamen und ihm dasselbe sagten, als er endlich nicht mehr zweifeln konnte, daß man die Wahrheit sprach, ging er ganz gebrochen auf den Vorschlag jener Männer ein: man sandte einen Boten, der die Sachen holte, man gab ihm einen Brief mit, worin der alte gute Mann der Gräfin anzeigte, daß wichtige Gründe ihn zwängen, Berlin zu verlassen, und reiste augenblicklich ab. Entsetzt über solche Verberbniß schüttelte er den Staub von seinen Füßen und kehrte heim.

Jene Aufregung und die doppelte Reife warfen ihn auf das Krankenlager, — ein Fieber stellte sich ein, dem er erlag. Er ließ seine Frau und Kinder in kümmerlichen Verhältnissen zurück und versetzte uns Alle in tiefe Trauer. — Welche ferneren Folgen jener Jagdbesuch beim Grafen Rubezahl für uns Anderen hatte, erfahren wir im Laufe dieser Erzählung.

Ich brauche übrigens wohl nicht erst hinzuzufügen, daß „Graf Rubezahl“ nur ein angenommener Name ist. Wie dieser Berggeist, war jener Mann — der Held dieser Geschichte — zusammengesetzt aus allerlei Gutem und Bösem; er that Vielen wohl, denn sein Herz war im Grunde edel und brachte Anderen Unglück. Er handelte in einer ungeragelten und unüberlegten Weise, gerade so wie jener Berggeist seiner Heimat. Ueberdies, seine eigenen Bekannten und Freunde nannten ihn häufiger Graf Rubezahl, als bei seinem wirklichen Namen. Ich konnte diesen nicht wohl veröffentlichen, darum nenne ich ihn wie seine Freunde.

IV.

Ich war die einzige Tochter einer verstorbenen Stiefschwester meines Onkels und Pflgeaters. Ich ah als eine Waise in seinem Hause das Gnadenbrod. Er hielt mich wie sein Kind, aber auf Rosen lag ich gerade nicht gebettet, denn der Onkel Steinau war ein wortkarger, finsterner, manchmal fast unheimlicher Mann, mit seinen blasgelblichen, wie aus Holz geschnittenen Gesichtszügen, aus welchen jedes Barthaar peinlich entfernt wurde, den dunklen, häufig stehenden, tiefliegenden Augen und dem Wald von wirren schwarzen Haaren, welcher über einer breiten, aber niedrigen Stirn üppig emporwuchs.

Er war ein ungewöhnlich großer Mann und ging ein wenig verübergebückt, mit lang herabhängenden Armen, aber er besaß die Kräfte eines Herkules und trotz seines etwas ungeschickten Ganges eine seltene Behendigkeit und Ausdauer, wenn es darauf ankam. Er trug sich fast wie ein Landmann, hohe Stiefeln, kurze Beinleider und den schlachten langen Gehrock, im Sommer aus dunkelblauem, selbstgewebtem Leinen, im Winter aus blauem, grobem Tuch, er trieb auch das Gewerbe eines solchen auf seinen achtzig Morgen steinigem Acker, welche ihm kaum die Mühe vergalt, die er daran verwendete, im Grunde lebten wir aber mehr von dem Pachtzinsling des Wirthshauses drunten am Strom und — vom Schmuggel.

Der Onkel Wolfgang war nebenbei ein großer Jäger, er durchstreifte Tage und Nächte lang den Forst, einsam zumeist, daher kam auch wohl sein abgeschlossenes, grübelndes Wesen.

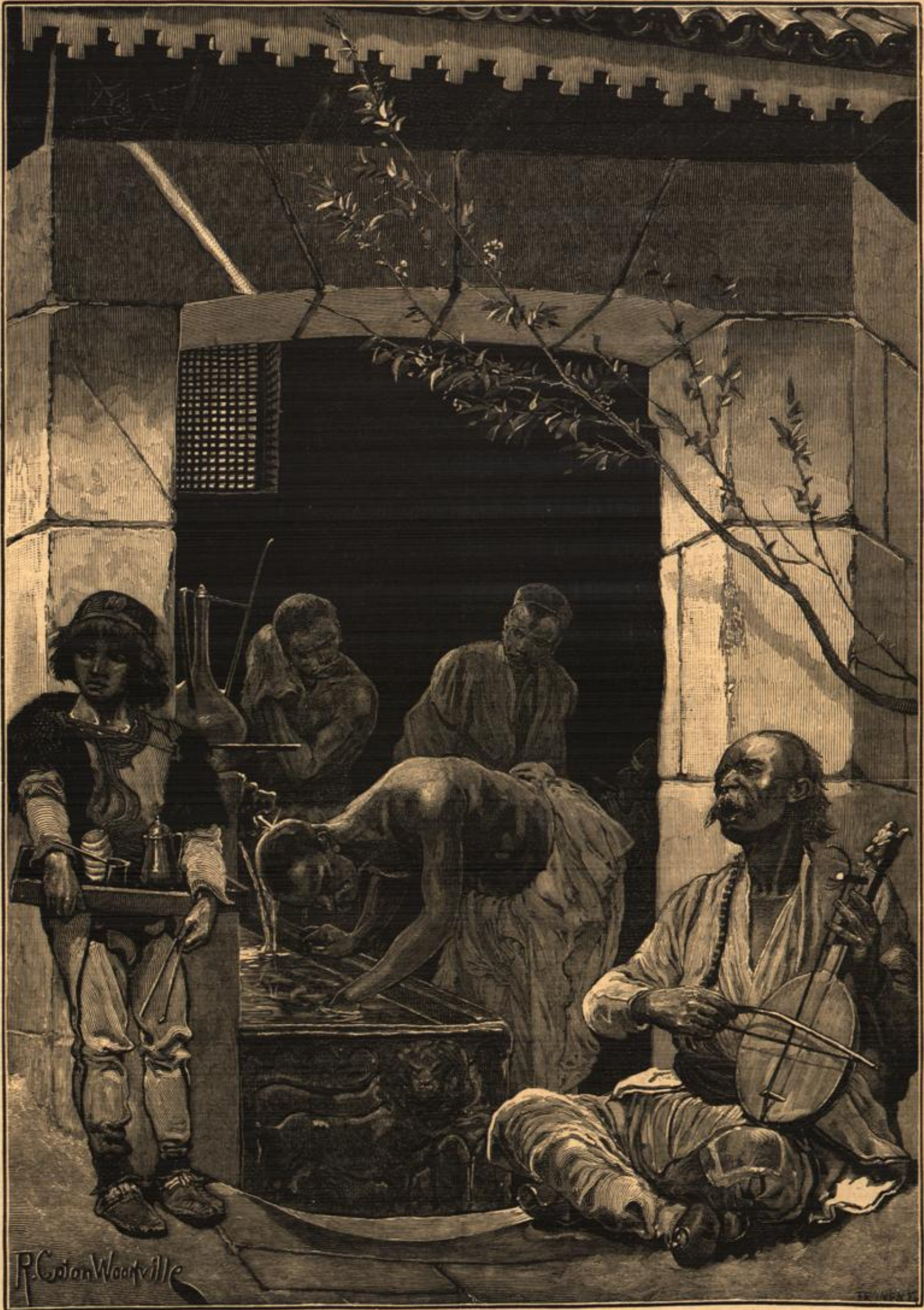
Um uns bekümmerte er sich scheinbar wenig, doch lebten wir in ernster Scheu vor ihm, ein Blick seines Auges, ein Runzeln seiner Stirn machte größern Eindruck auf uns, als es tausend Worte zu thun im Stande gewesen wären. Dabei war er weder hart, noch unfreundlich zu uns, aber es war dennoch ein recht freudloses Leben in jenem alten Hause und ein hartes Loos für uns heranwachsende Kinder, nie ein freundliches Wort zu hören. Uebrigens war der Onkel sehr kelesen und hatte die Manieren und Gewohnheiten eines Gentleman, ebenso stammte er von guter Familie.

Ich war eben dreizehn Jahre alt geworden, als ich nach dem Tode meiner guten, seligen Mutter auf den Hirschenhaler Hof kam, zu ihm, dem Onkel, zu dem um einige Monate jüngern Gretchen und der alten „Urachel“, dem Faktotum des finstern Hauses, und es wurde ja Bielerlei auch sehr geheim gehalten vor uns Mädchen, aber, wie schon früher gesagt, ich war ein lebhaftes und sehr neugieriges Kind, verschlagen und hellsehend, wie fast alle Budligen; kurzum, ich war noch nicht drei Wochen im Haus, war kaum warm geworden in der Familie, da machte ich schon Entdeckungen, und ehe ein halbes Jahr verstrichen, war ich, ohne daß Jemand von den Anderen eine Ahnung davon hatte (die Urachel etwa ausgenommen), in alle Heimlichkeiten und Schliche des finstern Onkels eingeweiht.

„Er schlägt Dir alle Knochen im Leibe entzwei, wenn er dahinter kommt, und jagt Dich nackt auf die Straße.“



Glücklich und zufrieden. Nach einer Zeichnung von Adrien Marie. (S. 323.)



R. Cotton Woodville

Am Brunnen in Dulcigno. Nach einer Zeichnung von R. C. Woodville. (S. 321.)

wachte mich der alte Abu, als er mich zum ersten Male beim Lauschen ertappte, und ich wußte nur zu gut, daß sie Recht hatte, aber ich konnte trotzdem das Herumschweifen und Spionieren nicht lassen, ich hatte eine ausgesprochene Zigeunernatur, ich trogte allen Folgen und lauschte nach wie vor.

Wenn im Herbst der Sturmwind heulte um unser morsches Dach, wenn die Schindeln rasselten und die alte Wetterfahne auf dem Thurme sich kreisend und ähndend hin und her drehte, wenn es so kalt im Zimmer war, daß mir die Zähne klapperten und ich mich bis an die Nase unter das schwere Federbett verkroch, dann lag ich lange wach, trotz großer Müdigkeit, mit offenen Augen und gespitzten Ohren. Ich empfand dann eine Art von Verabingung, daß Jemand kommen oder sich etwas ereignen würde. Ward Strom dann drunten unruhig, lief er nach der Mauer zu und ließ sein murrendes, unterdrücktes Gebell vernehmen, wie das so seine Art war, wenn Bekannte kamen, dann warf ich einen schnellen, forschenden Blick zu Gretens Bett hinüber, trat leise, mit nackten Füßen auf die eisalten Fliesen und lief so geräuschlos wie ein Geist an das alte, klapperige Fenster. — Ich starrte dann hinab durch die grünen, freidrunden und von Blei eingefassten Scheiben, ich strengte meine Ohren an, so sehr ich nur konnte, und dann sah ich den Onkel Wolfgang unten heraustritten mit der Laterne in der Hand, hörte, wie er den Hund beschwichtigte, und sah ihn die Pforte öffnen, welche nach dem Thalwege führt.

Bald war es die lange, spindeldünne Gestalt des alten Magisters, auf welche dann der rothe Schein der Laterne fiel, — denn dieses war der häufigste Gast bei nächtlicher Weile, obgleich er bei Tage sich niemals bei uns sehen ließ, — bald waren es andere fremde Gestalten, Schmuggler und Juden, wie mich dünkte, aber auch seine Herren mit Cylindern und Pelzen. Häufig waren es auch Steuerbeamte, mit denen der Onkel ebenfalls auf einem sehr guten Fuße lebte, nicht nur im Geheimen, sondern auch öffentlich, besonders mit dem alten, freundlichen Steuerath. Ich sah sie dann über den schmalen Hof vorläufig daherkommen, ich selbst, halb verborgen hinter dem ärmlichen Vorhang, sah den Onkel sie begrüßen und wie sie hernach mit einander drinnen im Hause verschwanden. Ich hörte ihre schweren Tritte auf dem Sand des Hausflurs und wie die Stubenthüre sich hinter ihnen schloß.

Und wenn dann Alles drunten wieder stille geworden war und ich Gretens ruhige Athembzüge eine Weile lang belauscht hatte, dann hielt mich keine Macht der Erde länger, dann fuhr ich in die ärmlichen Kleider, zog ich die dicken Socken über die Füße, und wie ein Kobold, schnell und ohne Geräusch, huschte ich im Dunkeln die alte Treppe hinab, pochenden Herzens, aber mit vor Eifer glühenden Augen, die Stufen ängstlich vermeidend, welche schlarrten. Lauschend blieb ich auf dem halben Wege vor der Stube der alten Urschel stehen, welche auf dem Treppenaufgange dieses seltsam verbauten Hauses lag, flog dann die letzte Stiege hinab und stand mit lauschend irgendwo an der Thür.

Wieweilen auch, in dunklen Nächten, sah ich den Onkel heimlich das Haus verlassen. Einmal war ich ihm gefolgt und mußte hernach den Rest bis zum Morgen, klappernd vor Frost, im Freien bleiben.

Damals stieg der Onkel mit der Laterne in der Hand hinunter nach dem Wirthshaus und ließ sich übersehen von dem Fährmann Bartels, welchen er wedte. — Der brennenden Laterne rothes Licht tanzte wie ein Irwisch auf dem Wasser dahin.

Nach einer halben Stunde ungefähr kehrte er wieder zurück, aber im Dunkeln. Er ging sehr schnell, so daß ich ihm kaum zu folgen vermochte. Ich rannte gegen Bäume und stieß mich an den Steinen, — als ich athemlos zur Pforte kam, war dieselbe geschlossen. Strom erhob ein wüthendes Gebell, ich mußte mich eilends zurückziehen.

Zitternd und bebend vor Angst und Frost verkroch ich mich in dem Gartenhause gegenüber zwischen dem Erbsenstroh und erwartete dort den Tag. Aber selbst von hier aus entdeckte ich noch Allerlei. Der Onkel nämlich, anstatt zu Bett zu gehen, denn es war bereits nach Mitternacht, stieg noch einmal zu dem obersten Thurzimmer hinauf, und die Laterne brannte dort, bis sie gegen Tagesgrauen von selbst erlosch.

Von jenem Thurzimmer aus konnte man die ganze Umgegend übersehen, und jenes trübe Licht konnte von weit her bemerkt werden. — Hätte noch ein Zweifel in mir bestanden, daß dasselbe ein verabredetes Zeichen sei, ich hätte mich bald genug darüber aufklären können: es mochte etwa gegen sechs Uhr Morgens sein und vor Ermattung war ich in einen Halbschlaf gefallen, in jenen unbegreiflichen Zustand zwischen Träumen und Wachen, als mich das Geräusch von Tritten und Männerstimmen aufschreckte. — Ich steckte vorsichtig den Kopf heraus aus meinem Versteck im Erbsenstroh und lauschte mit pochender Brust.

Und siehe da, — mit einem eigenthümlich hüpfenden Gange kamen drei steilen, gewundenen Pfade herauf eine Anzahl von Männern — dunkle Gestalten, alle mit hohen Pöden auf dem Rücken. Sie marschirten Einer hinter dem Andern, und beinahe wie Soldaten in regelmäßigen Abständen, wohl über hundert. Es war schon hell genug, um sie zu erkennen. Ihre Rüstschuhe und eisenschlagenen Stöße klirrten gegen die losen Steine. Die Meisten gingen schweigend und in Hast vorüber, nur etliche Wenige unterhielten sich leise mit ihrem Verdermanne, Gilche von

ihnen rauchten, der starke, süßliche Geruch des Tabaks blieb noch schweben in der grauen Luft und erreichte mein Versteck, nachdem bereits der letzte der Schmuggler hinter dem Tannengebüsch dort oben verschwunden war in der Richtung auf Bielau. Es war Alles still dann wie im Grabe, wie verzaubert hingen die feuchten Zweige und das trockene Laub herab. — Droben verlöschte die Laterne, ich versank wieder in einen unruhigen Halbschlummer.

Als der Knecht das Thor öffnete, schlich ich unbemerkt hinein und troch in's Bett.

Man kann sich vorstellen, daß, wenn ich mir auch eine tüchtige Erkältung zuzog bei dieser Gelegenheit, meine Phantasie nur um so lebhafter arbeitete und meine ohnehin schon krankhafte Neugierde nun noch mehr erregt wurde.

Ich bin überzeugt, die Urschel wußte um Alles, aber ihr zahnloser Mund blieb allezeit verschlossen. Ab und zu sah ich gegen Abend die alte Person in den Garten hinter dem Hause schlurfen, welcher sich ein Stück den Hang hinunterzog. Mit der Laterne in der Hand leuchtete sie an irgend einem Stück Wäsche herum, was dort allezeit auf der Leine hing; und woher der schöne Ungarwein kam, den der Onkel trant, und die anderen guten Sachen, die auf den Tisch kamen, der seine Thee, der würzige Kaffee, das ward mir nun Alles klar, das wußte Urschel wohl am besten. — Ja — zu leugnen ist es nicht, mein Onkel Wolfgang, trotz seiner strengen Miene und seines Heimlichthums, er hielt es mit den Schmugglern.

Damals, in jener blutarmen Gegend, lebte übrigens der größte Theil der Bevölkerung vom Pajchen, und die Regierung war vernünftig genug und drückte ein Auge zu, das arme Volk hätte ja sonst im Winter verhungern müssen. Erst später, nachdem andere Leute oben im Raibe saßen, wurde es strenger an der Grenze, und das gerade in einer Zeit, wo die Industrie und der Wohlstand der ganzen Provinz einen so harten Stoß erlitten durch die Vernichtung des Freistaates Krakau, der zu Oesterreich geschlagen wurde. Das war im Jahre 1841, glaube ich, als Gretchen und ich dreizehn oder vierzehn Jahre alt wurden.

Ich komme später hierauf wieder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zum hundertjährigen Gedenktage Chamisso's.

(Portrait S. 311.)

Am 30. Januar sind es hundert Jahre, daß einer der merkwürdigsten deutschen Dichter das Licht der Welt erblickte. Walbert von Chamisso, eigentlich Louis Adolphe de Chamisso de Bouchard, wurde 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren. Wir wollen diesen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne einen Kranz der Erinnerung dem Andenken dieses edlen Dichters in Bild und Wort zu weihen. Chamisso ist von Geburt und Abstammung Franzose gewesen. Seine Eltern wanderten 1790 aus. 1796 wurde Walbert Page bei der Gemahlin Friedrich Wilhelm II. von Preußen, 1798 Lieutenant. Durch den Feldzug 1806 lösten sich seine Dienstverhältnisse auf und Chamisso kehrte nach Frankreich zurück, wo er Naturwissenschaften zu studiren begann. Von 1815—1818 begleitete er Otto von Koyebue als Naturforscher auf einer Reise um die Welt, welche Lebensperiode von größtem Einfluß auf seine dichterische Thätigkeit wurde. Sie gab seinen Poesien, besonders den tiefsten Balladen, jenen Zug von Großartigkeit und düsterer Erhabenheit, den der eigentlich heimathlose Weltwanderer sich in der Einsamkeit der Weltmeere erworben; das in Terzinen geschriebene Gedicht: „Salas y Homes“ spricht die am ergreifendsten aus. Chamisso verbindet in seiner dichterischen Eigenart auf wunderbare Weise französische Klarheit, Geistesstärke und ausdrucksvolle Kürze mit deutschem Tiefinn und deutscher Gefühlsmäßigkeit. Das erstere führte ihn, verbunden mit dem melancholischen Grundton seines Wesens, häufig zur Darstellung des Herzerzitternens, Wilden (Löwenbraut), der andern Eigenschaften verdanken wir die wunderbaren Dichtungen: „Frauenliebe und Leben“, „Schloß Boncourt“ und andere mehr. Aber auch das schalthe, neckische, höfliche Liedchen gelang Chamisso vortrefflich. Bekannt ist das Gedicht: „'s war Einer, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Popf dahinten hing“. Unter den Prosaschriften des Dichters ist das „Märchen vom Peter Schlemihl“, die Geschichte des Mannes, welcher seinen Schatten verkauft hat, weltberühmt geworden. Seine Reise um die Welt hat Chamisso vortrefflich beschrieben, und dieß führt uns zu dem Wirken des Dichters als Naturforscher. Chamisso's Flaxer Flax, seine Wahrhaftigkeit, sein Fleiß hat die Wissenschaft wesentlich bereichert und dem Dichter auch als Gelehrten Ruf und hohe Achtung verschafft. Von seinen wissenschaftlichen Werken heben wir seine „Uebersicht der nützlichsten und schädlichsten Gewächse“, welche wild oder angebaut in Norddeutschland vorkommen, seine „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise“ und seine letzte interessante Schrift: „Ueber die hawaiische Sprache“ hervor. Chamisso starb als Direktor des botanischen Gartens in Berlin, allgemein beliebt und hochverehrt als Dichter und Gelehrter und edler Mensch, am 21. August 1838. Seine gesammelten Werke sind in sechs Bänden in fünfter Auflage 1864 erschienen; seine „Gedichte“, ein stattlicher Band, bilden eine Cuelle eigenartigen Genusses für alle Freunde der Poesie, sie sichern dem Franzosen, der einer der besten deutschen Dichter geworden, Unsterblichkeit.

Sinnsprüche.

Es weinet die Jugend, es weinet das Alter, — aber dort thauet der Morgen, hier nur der Abend. Jean Paul.

Der Fluß bleibt trüb, der nicht durch einen See gegangen,
Das Herz unlauter, das nicht durch ein Weh gegangen.
Mudret.



Schädlichkeit des Badens kurze Zeit nach dem Essen.

Wenn Jemand beim Baden — oder auch sonst — ertrinkt, so heißt's: „Er hat nicht schwimmen können,“ und wenn ein Schwimmer im Wasser ertrinkt, so ist die landläufige Erklärung die, „er habe den Krampf bekommen“, oder „ein Schlag habe ihn im Wasser gerührt“, und selbst Aerzte bringen oft wenig plausible Erklärungen für diese plötzlichen Todesfälle vor, auch wenn sie von einer Herzlähmung oder Lungenlähmung sprechen. Es muß daher als ein Fortschritt in der Erkenntniß der Ursachen der plötzlichen Todesarten bezeichnet werden, wenn Dr. Rägeli in Ermahnungen am Bodensee, gestützt auf zwei von ihm selbst durch die Section untersuchte Ertrunkene, die Behauptung aufstellt: Es werden eine Reihe von Unglücksfällen beim Baden, in denen man den plötzlich eintretenden Tod in den Regel auf die oben gedachte Weise erkläre, dadurch hervorgerufen, daß die Badenden, resp. Schwimmenden, Speisen aus ihrem (gerade vollen) Magen in die Luftröhre bekommen und daran erstickten. Das Baden, ganz besonders das Schwimmen, kurz nach Genuß von Speise und Trank ist sehr gefährlich. Nach jedem Essen bekommt man ja öfter leichtes Aufstossen: Entleerung von Gasen im Magen nach oben. Finden diese Zusammenziehungen des Magens, die einen Theil seines Inhalts nach oben zurückstoßen, in liegender Stellung des Körpers, also in der Schwimmstellung statt, so gelangen häufig anstatt bloß Gase Speiten in den Schlundkopf, und diese können von dort unter Umständen in den Kehlkopf und die Luftröhre eingedrungen werden; denn die angestregten Athembewegungen beim Schwimmen können nicht leicht und momentan angehalten werden. Wahrscheinlich werden beim Baden bald nach dem Essen durch den Wellenschlag oder durch die schaukelnde Bewegung beim Schwimmen leicht härtere Zusammenziehungen des Magens oft ohne wirklichen Brechreiz hervorgerufen, oder eine Ohnmachtsumwandlung mit momentanem Versagen der Kräfte ist Folge plötzlicher Uebelkeitsgefühls, und in diesen Fällen folgt alsdann die Brechbewegung erst unterm Wasser, und durch die nächste Athembewegung (Einathmung) wird der in Mund, Nase und Schlund befindliche Speisebrei in die Luftröhrenverzweigungen und Lungen so tief hineingepumpt, daß der arme Verunglückte sofort unrettbar verloren ist. Für die Richtigkeit der Annahme von Herrn Dr. Rägeli, daß mancher Ertrunkene richtiger an seinem eigenen Mageninhalt erstickt sei als in Folge des Eindringens von Wasser in die tieferen Luftwege, kann der Emdener selbst ein Beispiel aus eigener Erfahrung anführen. Im August 1864 durften wir die Section eines ertrunkenen Kindes machen. Das dreijährige Mädchen war gleich nach dem aus Milch bestehenden Abendtrank in den Röhlschbach gefallen, war aber sehr bald von der in der Nähe beschäftigten Mutter herausgezogen worden. Ein paar Jutungen soll es noch gemacht haben, aber dann war es todt. Und doch fanden wir ganz gegen unsere Erwartung in der Lunge, in den ganzen Luftwegen, ja nicht einmal im Kehlkopf, Wasser, sondern im Gegentheil die Lungen ganz trocken; aber die ganzen Luftwege gleichsam injiziert mit geronnener Milch, und zwar dermaßen, daß nur Anhängung der Milch durch die einathmende Lunge diese vollständige Anfüllung bedingt haben konnte. Offenbar hatte der Fall in's Wasser kurz nach der Mahlzeit auch hier Brechbewegungen aufgelöst, durch die der Mageninhalt in Schlund, Nase und Mund gedrängt wurde, und als nun die nächste tiefe Inspiration (Einathmung) stattfand, wurde die Milch derart in die Lungen u. angepumpt, daß sofort Erstickung eintreten mußte.

(Zürcher Blätter f. Gesundheitspflege.)

Das Kinderspiel und seine Geschichte.

Wenn wir dem Treiben der Kinder auf einem Spielplatze zuschauen, so bemerken wir, daß sie mit denselben Spielen sich vergnügen, mit denen wir uns selber und unsere Eltern und Großeltern einmal unterhalten und ergötzt haben. Die ersten und deutlichsten Spuren von denjenigen Kinderspielen, welche aus dem vorübergehenden Rodetram immer und immer wieder in typischer Form aufstehen und sich von einem Volke zum andern übertragen, finden wir in dem alten Hellas. Hier schon spielten die Kinder mit Puppen (auch mit solchen, die unferen Marionetten entsprachen), mit Stedtenpferden, verschiedenartigen Bällen, Reisen, einem hohlen, mit einem Riemen in Bewegung gehaltenen Kreisel u. s. f. Knaben ließen Goldläufer an einem Faden sich quälen, andere kleine Barbaren fanden ein Vergnügen daran, Frösche mit Steinen todt zu schmeißen; sie verstanden es auch schon, den Stein so geschickt über Wasser zu werfen, daß er mehrere Male aufschlug; warfen und rollten Kugeln — in der frühesten Zeit Rüsse — nach der Grube und aus der Grube, kannten das Spiel der fünf Steine, ließen die blinde Kuh greifen und den Plumpsch kommen — Alles zwar nicht ganz so genau, wie unsere Kinder es treiben, aber doch in unverkennbarer Aehnlichkeit. In ihrem Spiel haben die Kinder zu allen Zeiten das nachgeahmt, was sie an den Großen gesehen. So stellten die Kinder im alten Hellas die Ueberwindung eines Gegners, dessen Gefangennehmung und Forttragung in die Sklaverei dar. Darum finden wir in solchen Spielen List, Gewandtheit, kurz alle Tugenden, wie sie die Nothwehr in den Zeiten eines beginnenden Lebens erforderte. Wenn wir die Entwicklung des Spiels von jenen primitiven Kulturzuständen bis auf die Gegenwart verfolgen, so ergibt sich, daß hier Veredlung möglich und auch notwendig ist.

Ein Rechtshandel aus alter Zeit.

Erzählt
von
L. Maurice.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem schönen Sommertage des Jahres 1764, als vor dem Gasthose zum „Admiral“ in der Handelsstadt Rotterdam ein Wagen hielt, dem drei im besten Mannesalter stehende Reisende entstiegen, welche, da ihre Kleidung und umfangreiche Effekten auf begüterte Leute schließen ließen, von der hübschen jungen Wirthin, Mervrou van Raalte, mit den steifsten Knuten empfangen und in das Gastzimmer geleitet wurden, wo sie sich alsobald eifrig nach ihren Befehlen erkundigte.

Einer der Fremden bedeutete sie in französischer Sprache, daß sie gekommen seien, einige Zeit im „Admiral“ behufs Abschlusses eines großen Geschäfts zu wohnen, ihnen ein Handelsfreund das Hotel empfohlen habe und sie mithin hier gut aufgehoben zu sein hofften.

„Das will ich meinen!“ versetzte die Wirthin geläufig in gleichem Idiom. „Namentlich können Landleute auf vorzüglichste Bedienung rechnen.“

„Ah, Sie sind Französin?“ fragte angenehm überrascht der Fremde.

„Freilich, aus der Touraine, wo mein seliger Mann mich kennen lernte und mir so lange zusprach, bis ich ihm in diese kalte, nordische Stadt folgte. Er ließ mich leider recht bald allein. Sonst habe ich allerdings, was Auskommen anbetrifft, nicht zu klagen.“

„Und das Letzte ist ja eine Hauptsache,“ meinte freundlich der Gast. „Es freut mich, der sich so viel unterwegs befindet, immer, Landleute in der Fremde zu treffen und zu hören, daß es ihnen gut geht. Da wir also beabsichtigen, längere Zeit in Ihrem Hause Aufenthalt zu nehmen, müssen Sie wohl unsere Namen kennen; ich gebe mir deshalb hiermit die Ehre, uns Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Courbier, Kaufmann aus Compiegne, dieser Herr heißt Roland und jener Grandpont.“

Man verbeugte sich gegenseitig, worauf sich die Fremden niederließen und Mervrou van Raalte in die Küche eilte, um einen Ambiß für dieselben zu bereiten.

Einige Tage verfloßen, während welcher Zeit die drei Gäste flott lebten, häufig Ausgänge machten, indessen ein Näheres über den Zweck derselben gegen Niemanden äußerten.

Am Abend des vierten Tages erschienen sie wieder bei der Wirthin, und Courbier redete dieselbe folgendermaßen an: „Madame, unser Geschäft scheint noch eines längeren Termins zur Abwicklung zu bedürfen, ich wollte Sie deshalb in meinem und meiner Freunde Namen um eine Gefälligkeit bitten. Realisirt sich nämlich die besagte Angelegenheit, so erfordert solche eine Zahlung von sechzigtausend Gulden, welche Summe wir in der Erwartung, zum Ziele zu gelangen, schon und zwar in baarem Gelde mitgebracht haben. Begreiflicherweise ist es uns aber bedenklich, zumal wir wenig zu Hause sind, einen so großen Betrag unbeaufsichtigt in unseren Zimmern liegen zu lassen; unsere Bitte an Sie geht deshalb dahin, dieselbe für uns in Verwahrung zu nehmen. Ohne Zweifel besitzen Sie einen diebstohrsicheren Kasten, so daß das Risiko kein allzu großes für Sie ist.“

„Allerdings nicht,“ versetzte Mervrou van Raalte verbindlich, „und wenn Ihnen mit der Aushebung des Geldes ein solcher Dienst geleistet ist, will ich Ihnen denselben nicht verjagen.“

„Zehr gütig!“ rief Courbier erfreut. „So werden wir Ihnen das Geld gleich in Gegenwart eines unbetheiligten Zeugen und gegen Aushändigung einer Quittung — letzteres natürlich nur der Ordnung halber — übergeben. Haben Sie die Freundlichkeit, während wir es holen, den Zeugen, den einen oder andern ihrer Nachbarn, rufen zu lassen.“

Die Wirthin erklärte sich auch dazu bereit und gab ihrem Ausrücker, indem die Fremden das Zimmer verließen, Bescheid, Wynheer Delfus, den Fleischer, zu bitten, für einen Moment in den „Admiral“ zu kommen.

Nach wenigen Minuten erschien der Betreffende, und auch die Kaufleute fanden sich mit mehreren Geldbeuteln ein, welche dann auf einem Tische ihres goldenen Inhalts entleert wurden.

Derselbe war bald gezählt und richtig befunden, worauf Courbier mit den Worten ein Schriftstück aus der Tasche zog: „Ich habe die Empfangsbcheinigung bereits ausgefertigt und darin, dem guten Rathe Monsieur Grandpont's zufolge, noch bemerkt, daß Sie das Geld nicht Einem von uns allein, sondern in Gegenwart des Zeugen nur uns Dreien zusammen wieder zurückgeben dürfen. Wir treffen diese Maßregel weniger in der Befürchtung, daß der Einzelne damit das Weite suchen könnte, vielmehr nur deshalb, weil vielleicht einmal ein Zwist, eine Meinungsverschiedenheit über den Abschluß des fraglichen Geschäfts zwischen uns entstehen und dann Dieser oder Jener ohne Weiteres seinen Antheil an der Summe zurückziehen und so die Erledigung, auf die wir vielleicht noch längere Zeit warten müssen, vereiteln könnte.“

Mervrou van Raalte sah die Tristigkeit dieses Grundes ein und unterzeichnete, ebenso wie Nachbar Delfus als Zeuge, anstandslos die Quittung, welche Courbier dann wieder zu sich steckte.

Abermals vergingen einige Tage. Die Fremden zeigten allmählig mißvergütigte Gesichter und ihr Sprecher vertraute der Hotelbesitzerin, daß sich dem Zustandekommen der bewußten Angelegenheit immer neue Schwierigkeiten in den Weg legten, so daß auch die Möglichkeit eines gänzlichen Scheiterns nicht ausgeschlossen sei. Er bereue deshalb fast, die beschwerliche Reise hierher gemacht zu haben, von den großen Unkosten dabei gar nicht zu reden.

Mervrou van Raalte tröstete ihn nach Kräften und meinte, die Holländer seien zwar ein dickköpfiges Volk, allein schließlich doch keine solche Narren, baare sechzigtausend Gulden wieder aus dem Lande zu lassen; die Sache werde daher doch wohl perfekt werden.

„Ich will's hoffen,“ seufzte der Gast und setzte dann lächelnd hinzu: „In anderer Hinsicht möchte ich freilich fast dem Schicksal dafür danken, meinen Weg hierher gelenkt zu haben.“

Er warf dabei einen viel sagenden Blick auf die niedliche Wirthin.

„Sie meinen?“ fragte diese, deren Erröthen jedoch bekundete, daß sie den Sinn seiner Worte wohl ahne.

„Weil ich mit Ihnen, Madame, bei dieser Gelegenheit befannt wurde.“

„Und was soll das?“ sicherte sie.

„Ich bezeugte bisher noch keinem Wesen, welches einen so tiefen Eindruck auf mein Herz machte.“

„Wirklich nicht?“

„Ich schwöre es Ihnen und will Ihnen ferner gestehen, in letzter Zeit an den Abschluß unseres Geschäfts noch eine andere, süßere Hoffnung geknüpft zu haben. Lassen Sie sich das erklären, natürlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit. Meine Freunde und ich beabsichtigen nämlich ein altes, bewährtes hiesiges Korngeschäft, das der Besitzer wegen Kränklichkeit aufgeben will, käuflich zu übernehmen. Mehr als sechzigtausend Gulden darf es aber nicht kosten. Der Mann fordert indessen achtzigtausend und ist auch einstweilen nicht geneigt, hiervon abzugeben. Sollte das aber nun dennoch über kurz oder lang geschehen und er unser Anerbieten acceptiren, so bedürfen wir zur Leitung des Geschäfts eines besonderen Kommissionsrats am hiesigen Plage, als welchen mich meine Freunde schon jetzt bestimmt. Dann würde ich mich also dauernd hier niederlassen und unaussprechlich glücklich sein, eben jene zweite süße Hoffnung sich gleichfalls erfüllen zu sehen, die Hoffnung, daß Sie meine Werbung um Ihre Hand freundlich aufnehmen.“

Mervrou van Raalte blickte, mit ihrer Schürze spielend, besangen vor sich nieder. Der stattliche Monsieur Courbier gefiel ihr so weit ganz gut, einen derartigen Antrag seinerseits hatte sie aber nicht im entferntesten erwartet.

Als habe der Gesellschaft ihre Gedanken errathen, meinte er:

„Meine Größnungen überraschten Sie zweifelsohne, ich will daher auch jetzt keineswegs auf einer bestimmten Antwort bestehen, ist es doch auch überhaupt noch sehr fraglich, ob sich das Geschäft und damit meine Niederlassung hier verwirklicht. Ueberlegen Sie sich also einstweilen die Sache, berücksichtigen Sie dabei auch, von welchem Werthe es für Sie ist, männlichen Beistand in einer so ausgedehnten Wirthschaft zu besitzen; Sie werden dann hoffentlich, wenn ich über kurz oder lang auf unser heutiges Gespräch zurückkomme, einen für mich erfreulichen Entschluß gefaßt haben.“

Er nickte ihr dabei nochmals freundlich zu und entfernte sich dann.

Eine Woche verfloß auf's Neue, während welcher sich die Gesichter der Gäste wieder etwas aufheiterten; dieselben hatten also wohl, wie Mervrou van Raalte annahm, von dem Inhaber des Korngeschäfts KonzeSSIONen erhalten. Die junge Wittve freute sich darüber; es war schon bei ihr abgemacht, wenn Courbier die verheißene Anfrage hielt und ihr über seine Vermögensverhältnisse befriedigende Auskunft gab, die Seinige zu werden.

Das Erscheinen des Betreffenden in ihrem Privatzimmer ließ auch nicht lange auf sich warten.

„Noch einige Tage, Madame,“ rief er fröhlich, „und wir werden am Ziele sein! Der Wynheer gibt nach, er hat seine Forderung schon bis auf fünfundsiebzigttausend Gulden ermäßigt. Unter diesen Umständen gestatte ich mir, unsere kürzlich gepflegte Unterhaltung wieder zu berühren und Sie zu fragen, wie Sie sich entschlossen.“

„Ja, Monsieur,“ entgegnete sie gesenkten Blickes, „ich habe es mir inzwischen überlegt und bin auch so weit nicht abgeneigt, auf Ihren Antrag einzugehen. Doch kennen wir uns eigentlich noch so wenig.“

„Gewiß, ebgleich mir mein im Verkehr mit der Welt geschärftes Auge hinlänglich die Ueberzeugung gibt, in Ihnen eine passende Gattin zu finden. Daß Sie entsprechend voraussetzen, kann ich freilich nicht verlangen, Ihnen aber jedenfalls die Versicherung ertheilen, mich meiner Pflichten gegen Sie vollkommen bewußt und Ihnen demnach ein Gatte zu sein, der Sie allezeit auf Händen tragen wird und dessen Umstände auch derart beschaffen sind, um es getrost mit ihm wagen zu dürfen.“ Er zog dabei eine dickleibige Brieftasche hervor und zeigte ihr deren Inhalt: Wechsel, Schuldverschreibungen und so weiter, woraus allerdings seine Wohlhabenheit hervorgehen mußte.

„Gut,“ sagte sie endlich entschlossen, „wenn Sie denn in mir eine richtige Wahl für sich getroffen zu haben und ferner glauben, daß wir zusammen glücklich leben werden, so will ich Ihnen in Gottes Namen meine Zustimmung nicht vorenthalten.“

Er ergriff entzückt ihre Rechte und bedeckte sie mit Küffen, worauf Beide noch ein Längeres über die Gestaltung ihrer Zukunft sprachen und die Glückwünsche der bald nachher zurückkommenden Geschäftsfreunde entgegen nahmen.

Courbier war nun die meiste Zeit um seine Braut und überließ die Unterhandlungen mit dem Inhaber des Korngeschäfts fast nur Roland und Grandpont, welche auch immer zufriedener dreinblickten, bis endlich eines Morgens Mervrou van Raalte von ihrem Verlobten erfuhr, daß die entscheidende Stunde nahe sei und er ihr gleich den lang-ersehnten Abschluß des Geschäfts mittheilen zu können hoffe.

Darauf verließen die drei Freunde das Hotel, in welches Courbier nach Verlauf einer Stunde strahlenden Gesichts zurückkehrte.

„Victoria,“ rief er, „Victoria, wir sind am Ziele! Der Kontrakt ist bereits fertig, Roland und Grandpont warten an Ort und Stelle, ich soll das Geld holen; wollen Sie die Freundlichkeit haben, es mir zu geben.“

Mervrou van Raalte entfernte sich froh und trat nach wenigen Minuten mit dem Säckel wieder ein, die sich ihr Bräutigam dann auf den Rücken lud und raschen Schrittes damit den Gasthof wieder verließ.

Die junge Wittve wartete von Stunde zu Stunde auf seine Wiederkunft, welche indeß ebensowenig als die seiner Genossen erfolgte. Sie wurde zulezt unruhig.

„Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist,“ murmelte sie vor sich hin. „Vielleicht sah ihn ein Bösewicht mit dem vielen Gelde über die Straße gehen und ermordete ihn.“

Ihre Angst wuchs immer mehr, bis es endlich gegen zehn Uhr Abends an das Thor des Gasthofs pochte und, als sie rasch öffnete, Roland und Grandpont eintraten.

„Am Gottes willen,“ rief sie ihnen fast ohnmächtig entgegen, „wo habt ihr Baptiste, Monsieur Courbier?“

„Courbier?“ fragten sie verwundert. „Befindet er sich denn nicht hier?“

„Hier?“ schrie sie. „Seitdem er heute Morgen das Geld empfangen, sah ich ihn nicht wieder! O Gott, sicherlich ist er ermordet!“

„Ermordet?“ fragten Jene kopfschüttelnd. „Und das Geld hatte er geholt? Zu welchem Zwecke letzteres denn?“

„Nun, um es dem Wynheer, mit dem Sie das Geschäft abgeschlossen, auszuzahlen.“

„Aber das Geschäft ist ja noch nicht perfekt, Madame; wozu sollten wir also das Geld gebraucht haben?“

„Nicht perfekt?“ fragte sie, bald den Einen, bald den Andern, als machten Jene einen Scherz, fast sinnlos vor Angst anstarrend.

„Nein, der Mann will von seiner Forderung durchaus nicht abgehen. Wir kommen eben von seinem Landgute nach abermals erfolglosen Unterhandlungen zurück.“

Wey hörte die arme Frau nicht, sie sank bewußtlos zu Boden.

Ihre Mägde wurden gerufen, und es gelang endlich, sie wieder zu sich zu bringen.

Die Fremden schienen ebenfalls ganz niedergeschmettert. Grandpont meinte:

„Wir sind alle Drei betrogen. Courbier ist ein Schuft, der die Gelegenheit, wo er uns außerhalb der Stadt wußte, abwartete, um sich mit unserem Vermögen aus dem Staube zu machen. Immerhin können Sie sich freuen, Madame, nicht die Frau eines solchen Menschen geworden zu sein, wogegen es andererseits für Sie allerdings nicht angenehm ist, die sechzigtausend Gulden zu verlieren, welche mein und Roland's alleiniges Eigenthum waren. Der Entschlossene hatte keinen Cent zugelegt und war von uns nur seiner Geschäftskennntniß wegen zum Geschäftstheilhaber genommen worden. Sie werden uns also die volle Summe wieder erstatten müssen. In Berücksichtigung der ausdrücklichen Abmachung, daß das Geld nur uns Dreien zusammen wieder behändigt werden durfte, wir Sie demnach, da Sie dagegen gefehlt, gerichtlich zur Zurückzahlung zwingen können, verzichten Sie hoffentlich auf alle Weiterungen und ersuchen uns gutwillig den Betrag; wenn nicht, sind wir freilich zu unserem Bedauern genöthigt, auf das Unerbittlichste gegen Sie vorzugehen. Ueberlegen Sie sich die Sache bis morgen, wo unsere Ansprüche entweder erfüllt oder wir sofort klagbar werden müssen.“

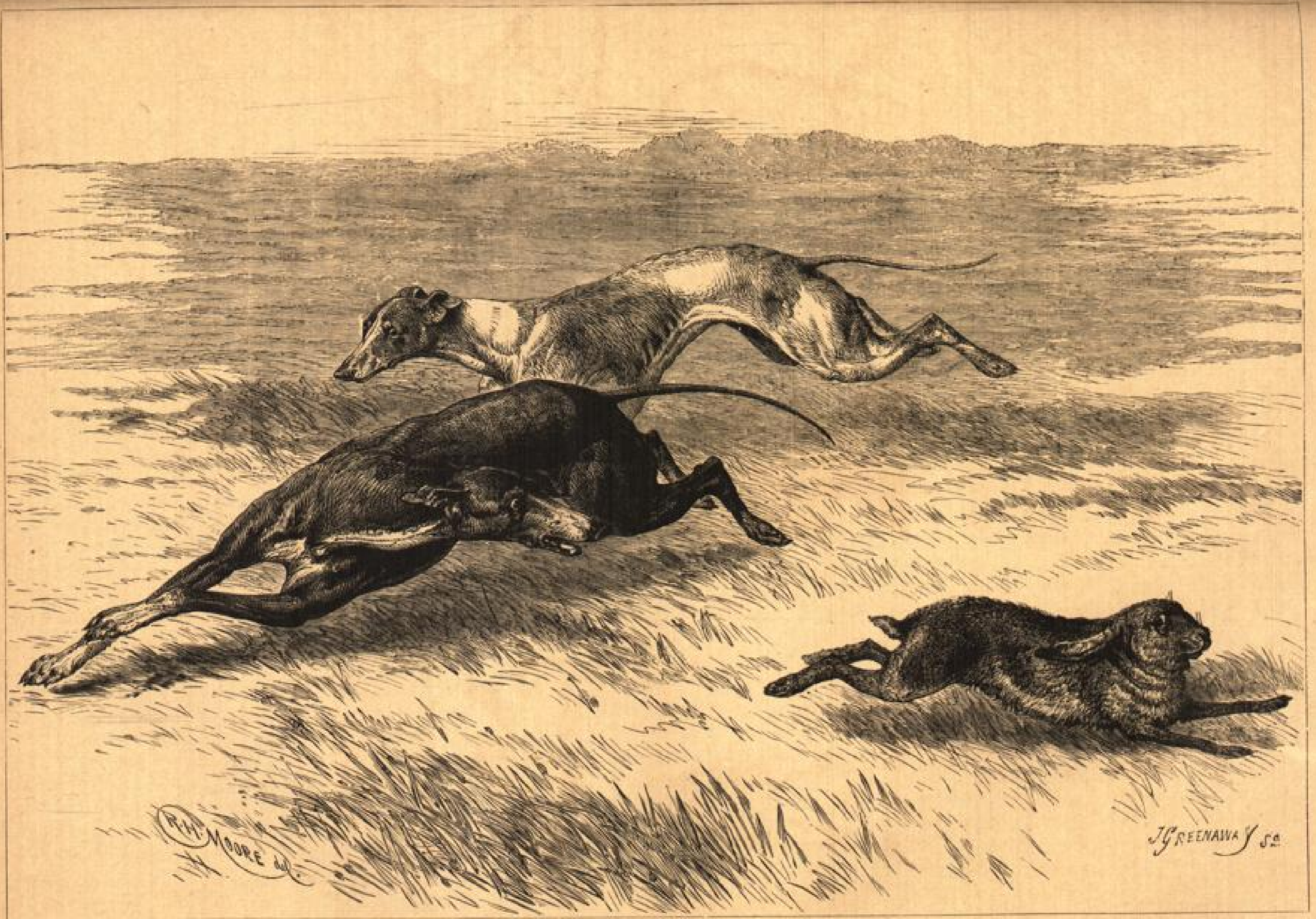
Damit verließen die Beiden die arme Frau, welche eine entsehlliche Nacht verbrachte und voller Sehnsucht den nächsten Morgen herbeiwünschte, um dann zu einem Advokaten fahren und denselben um Rath fragen zu können.

Endlich war es so weit, und Mervrou van Raalte begab sich zu dem bewährtesten Rechtsbeistande der Stadt.

Aber derselbe ertheilte ihr die entmuthigende Auskunft, daß hier gar nichts zu machen sei, sie vielmehr das bewußte Geld schlechterdings wieder erstatten müsse. Ebenso entschieden ein zweiter und dritter Anwalt, welche die fassung-lose Frau der Reihe nach noch konsultirte.

Ganz trostlos kehrte sie endlich nach Hause zurück und bot ihren Gläubigern all' ihr Silberzeug und ihre Juwelen als Zahlung an, doch vergebens, jene verlangten kategorisch die ganzen sechzigtausend Gulden. Diese vermochte sie nicht zu schaffen, und so führten die Gäste die Drehung aus und klagten, in Folge dessen die Wirthin für den nächsten Tag vor Gericht gefordert wurde.

Zwischen hatte sich aber der Fall in der Stadt rundgesprochen, wo Jedermann die arme, betrogene Frau beklagte. Eine ihrer besten Freundinnen, Mervrou de Ridder, suchte sie sofort auf, um sie zu trösten und nach Kräften zu berathen.



Die echte Wendung. Nach einer Zeichnung von H. G. Moore. (S. 321.)

„Ich hörte,“ sagte sie, „daß Sie schon bei vielen unserer älteren Advokaten vergeblich um Beistand die Runde gemacht und wollte deshalb Ihre Aufmerksamkeit auf einen jüngeren Rechtsgelehrten, Mynheer Potter, lenken, der zwar erst kürzlich die Universität verlassen, aber schon in verschiedenen verwickelten Streitigkeiten Proben eines durchdringenden Verstandes abgelegt hat. Vielleicht kann der auch Ihnen helfen.“

In der Angst des Ertrinkens greift man nach einem Strohhalme, und so entschloß sich auch Mynheer van Raalte, den genannten Sachwalter aufzusuchen.

Sie traf einen jungen, klug blickenden Mann mit gefälligen Manieren. Er hörte den Fall aufmerksam an und dachte einen Moment nach, worauf ein leichtes Lächeln über sein feines, geistreiches Gesicht glitt.

„Meine würdigen Herren Kollegen haben Sie also ohne Beistand entlassen?“ meinte er. „Nun, ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen solchen versprechen zu können. Begeben Sie sich deshalb nur ruhig nach Hause und erscheinen Sie morgen unbeforgt vor Gericht; ich werde Ihnen dort zur Seite stehen.“

Mit wieder erwachter Hoffnung entfernte sich die Wirthin

und konnte am folgenden Tage zur bestimmten Stunde mit ziemlicher Fassung vor die Richter treten.

Roland und Grandpont waren schon gegenwärtig und trugen ihre Klage vor, auch der Zeuge Dolfus wurde vernommen, worauf die Richter Mynheer van Raalte barsch anführten, unter bewandten klaren Umständen die Sache durch Ausflüchte und Chicanen noch in die Länge ziehen zu wollen.

Sie erwiderte, daß es doch keine Kleinigkeit sei, auf solche unschuldige Weise um sechzigtausend Gulden zu kommen und sie es deshalb für ihre Pflicht erachte, ihr Möglichstes zu thun, der Zahlung ledig zu werden. Mynheer Potter, ihr Anwalt, habe ihr gleichfalls gerathen, einen Urtheilspruch abzuwarten.

„Ah, Mynheer Potter!“ lachte der Vorsitzende des Gerichts. „Da seid Ihr dem Rechten in die Hände gefallen! Weil er ein paar schwierige Prozesse für seine Klienten durchgebracht, bildet er sich jetzt ein, das Krummste gerade machen zu können. Nein, Mynheer, nehmt meinen Rath an, Euch nicht durch die Winkelzüge und Weitläufigkeiten dieses Herrn obenein noch in große Kosten stürzen zu lassen.“

Inzwischen war der betreffende junge Advokat eingetreten und hörte mit heiterer Miene die Rede des Geschworenen an, worauf er folgendermaßen begann:

„Meine Herren! Es waltet Ihrerseits ein Irrthum ob, wenn Sie mir zutrauen, meiner Klientin als meine Ansicht kundgethan zu haben, daß sie nicht zu zahlen brauche; ich bin im Gegentheil der Ansicht, daß die Zahlung unter allen Umständen erfolgen müsse, nur weicht meine Auffassung in der Hinsicht von jener der klägerischen Partei ab, daß meine Klientin nicht sofort zu zahlen nöthig habe.“

„Nicht sofort?“ meinte der Vorsitzende spöttisch. „Warum denn nicht?“

„Weil das dem Wortlaute des bewußten, der Klage zu Grunde liegenden Scheines entgegen wäre. Nach demselben soll Mynheer van Raalte verurtheilt werden, sechzigtausend Gulden zu entrichten, weil sie der Stipulation zuwider, daß die Auszahlung nur in Gegenwart des Zeugen und aller drei Darlehner stattfinden dürfe, einem der Herren die genannte Summe überliefert; nun wäre es doch unbillig und ungerecht, gegenwärtig zu dekretiren, daß das Geld nur an zwei übergeben werde.“

Die gestrengen Richter machten plötzlich sehr betretene

Aus Krummloth's illustrirem Bauführer-Almanach pro 1881. I.

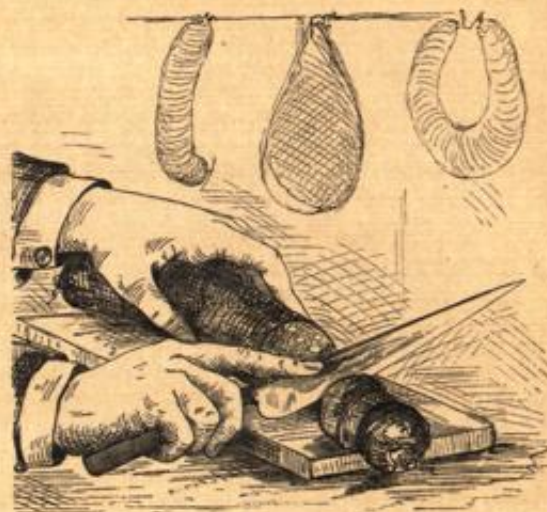
Nach Skizzen von A. v. Fischern.



Grundriß.



Aufsicht.



Querdurchschnitt.



Vorderansicht mit Schaufenstern.



Profil ohne Gliederung.



Spitzbogengang.

Gefächter, und die beiden Kläger blickten noch viel verdutzt drein.

„Meine Herren,“ wandte sich Mynheer Potter mit vernichtendem Sarkasmus an die Letzteren, „Ihr Freund Courbier ist zweifellos ein ausgemachter Schurke; mein Urtheil über Sie will ich nicht so unumwunden äußern, möchte Sie jedoch bitten, schnellmöglichst den dritten Mann herbeizuschaffen, worauf der Zahlung des Geldes nichts mehr im Wege steht.“

Jetzt konnten die Richter ihren lauten Beifall nicht mehr unterdrücken, während die Wirthin Freudenthränen vergoß.

Roland und Grandpont aber schlichen wie begossene Fudel davon und ließen sich ebensowenig als Courbier je wieder in Rotterdam sehen, womit dieser sonderbare Rechts-handel sein in der ganzen Stadt voll Genußthuung aufgenommenes Ende fand, indessen doch noch ein kleines erfreuliches Nachspiel hatte.

Mynheer Potter nämlich, dergestalt mit Mynheer van Raalte bekannt geworden, interessirte sich auch weiter für dieselbe, besuchte häufiger ihr Hotel und fand immer größeren Gefallen an dem hübschen jungen Weibe, so daß er ihr schließlich Herz und Hand anbot, welche sie, die ihren Helfer in größter Noth aufrichtig verehrte, freudig annahm. Beide lebten in langer, glücklicher Ehe miteinander, und der junge

Rechtsgelehrte ward in der Folge einer der berühmtesten und gesuchtesten Advokaten der Niederlande.

Am Brunnen in Dulcigno.

(Bild S. 317.)

Die Brunnen im Orient sind beinahe geheiligte Orte; fast stets wird über einer Quelle ein Tempelchen errichtet, denn das Wasser gilt in jenem Osten als köstlichstes Labial, weil es so selten und in den heißen Landstrichen so durchaus nöthig ist. In Konstantinopel ist über der Hauptquelle des Stadtgebietes ein durch seinen schönen maurischen Styl berühmter Tempel gebaut, der wohl als Typus der Brunnenverehrung der Orientalen anzusehen ist. In den orientalischen Märchen spielt das Wasser in der Wüste eine zauberhafte Rolle; die Quelle ist der Vereinigungs- und Ruhezpunkt der Karawane, beim erquidend kühlen Raß gelagert erzählen die Reisenden sich Abenteuer und Sagen, vergessen sie im Reiche der Dichtung die Noth und Gefahr, welche sie umgibt. „Der Brunnen“ ist der Titel mancher Sammlungen orientalischer Erzählungen. Einen echt orientalischen Charakter hat der Brunnen in Dulcigno, jenem Felsenort am adriatischen Meer, das die Türken, um einen Krieg zu vermeiden, an Montenegro jüngst abgetreten. In einer aus festen Steinen gefügten dunklen Grotte sprudelt die frischklare Quelle in einen Brunnenstein hinein, der das Wappen der einst die Meere beherrschenden venetianischen Re-

publik trägt; der Brunnen hier ist allgemeines Toiletten-, Versammlungs-, Ruß- und Erfrischungsthal. Er ist der Mittelpunkt des Fleckens. An seiner Pforte steht der Kaffeeverkäufer und sitzt ein Musikant, in dem kühlen Schatten der Grotte rauchen und plaudern die geschorenen Honoratioren des Ortes. Dieser Brunnen in Dulcigno gewährt ein höchst eigenartiges Bild orientalischen Lebens.

Die erste Wendung.

(Bild S. 320.)

Ist es berechnende Klugheit, ist es Instinkt, der den verfolgten Hasen dazu veranlaßt, plötzlich im stärksten Laufe eine jähe Wendung zu machen, um dadurch einen Vorsprung vor den Verfolgern zu bekommen? Wie unser Bild dieß zeigt, wendet der gehetzte Hase plötzlich die Richtung, er kehrt im vollen Laufe ganz unvermuthet im rechten Winkel um. Die Hunde, welche ihm dieß Kunststück nicht nachmachen können, schießen eine Strecke weiter vorwärts, und auf diese Weise gelingt es dem armen Hasen, besonders wenn er die Wendungen mehrmals glücklich ausgeführt, einen ziemlich beträchtlichen Vorsprung vor den Hunden zu bekommen. Die Windhunde sind dem Hasen an Schnelligkeit fast gleich, und demnach bleiben die Wendungen das einzige Rettungsmittel des armen Lampe. Ob das Kunststück ihm dießmal etwas helfen wird? Die Hunde sind sehr eifrig.

Ein dunkler Schatten.

Erzählung

von

F. L. Reimar.

(Fortsetzung.)

Der selbe Tag, welchen Anna zu ihrem Ausfluge nach der Residenz benützt hatte, brachte Gustav von seiner Reise zurück. Die Zeit war ihm zu kurz geworden, um seine veränderten Entschlüsse brieflich zu melden, er hatte sich vielmehr damit begnügen müssen, seiner jungen Frau durch eine telegraphische Botschaft zu verkünden, daß seine Ankunft nahe sei, und sie zugleich zu bitten, ihm einen Wagen zur nächsten Station entgegenzusenden.

Die betreffende Depesche war nun aber unglücklicherweise erst angelangt, als Anna sich schon seit Stunden auf ihrem Wege befand, und so erklärte es sich leicht, daß der letzten Ordre nicht nachgekommen worden war und Gustav sich, als er an der bezeichneten Stelle anlangte, nicht erwartet fand. Der kleine Uebelstand durfte aber höchstens eine vorübergehende leichte Mißstimmung erwecken, da ihm durch Hilfe eines rasch zu erlangenden andern Fuhrwerks abzuhelfen war, und fast genau zu dem von ihm selbst vorgesehenen Termin, der Zeit beginnender Dämmerung, traf Gustav auf seinem Bestimmungsort ein.

Ein zufälliger Umstand sollte indessen zu allerleht noch der Fahrt zu einem gewissen Hinderniß werden, indem es sich traf, daß die durch das Dorf führende Straße gerade einer Ausbesserung unterworfen war. Die Pferde nun, noch junge Thiere, begannen vor den an den Seiten des Weges aufgeschichteten Baumaterialien zu scheuen, während Gustav auf der Stelle erkannte, daß die Hand des Kutschers nicht geschickt genug war, dieselben gehörig zu lenken. Um der Sache daher ein schnelles Ende zu machen, sprang er aus dem Wagen, und unter dem Bedeuten, daß der Lehrtre an dieser Stelle umkehren dürfe, trat er zu Fuß die ihm noch übrig gebliebene Wegstrecke an.

Wenn schon während der letzten Zeit hie und da ein bekanntes Gesicht vor ihm aufgetaucht war, so konnte es nicht fehlen, daß ihm nun im Verlauf der Wanderung noch mehr Menschen entgegenkamen, die ihn ehrerbietig grüßten, mit denen wohl auch ein flüchtiges Wort zu tauschen war, doch hatte er sich bei Niemanden länger aufgehalten, bis ihn der Zufall in der Nähe des Martens'schen Hauses auf den Besitzer desselben stoßen ließ, welcher sich die Freiheit erlaubte, dem gnädigen Herrn bei seiner Heimkehr eine wortreichere Begrüßung entgegenzubringen. Gustav hielt der Anrede auch willig Stand, denn etwas wie Heimkehrfreude lag doch in seiner Stimmung, und so war es ihm denn nur natürlich, daß er nicht allein dem Wirth sein Ohr lieh, sondern auch selbst einige Fragen nach den Angelegenheiten des Orts an den Lehrtre richtete. — Nicht lange aber, so kamen diese mit Angst und in Hast gesprochen aus seinem Munde. An die Krankheit, die ja schon bei seiner Abreise in dem Dorfe ausgebrochen war, hatte er wechenlang kaum gedacht — darauf war, kürzlich erst, ein mäßiger Grad von Sorge in ihm aufgestiegen, und nun mußte er vernehmen, daß das Fieber erbarmungswürdig gehaust, mußte sich die Zahl der Familien, die es heimgeführt, die Zahl der Opfer, die es gefordert hatte, aufrechnen lassen! Ein höchst peinliches Gefühl kam über ihn.

„Wahr und gewiß, Martens, ich hätte nimmer geglaubt, daß es daheim so schlimm stand, ich wäre sonst nicht so lange fortgeblieben!“ sagte er in dem Drange nach einer Art Rechtfertigung zu dem Manne, mit dem er gerade sprach.

„O was das betrifft: da dürfen sich der gnädige Herr schon zufrieden geben!“ rief der Wirth, in dem vielleicht nicht völlig geschickten Versuch, etwas Verbindliches vorzubringen. „Die gnädige Frau war ja zur Stelle und hat wie ein Engel vom Himmel für Alles gesorgt. — Hat sie doch auch den fremden Herrn in meinem Hause gepflegt und ist bei ihm geblieben, bis es mit ihm zu Ende war!“

„Wie?“ fragte Gustav bestreuet, „von wem reden Sie denn, Martens?“

„Nun, von dem Herrn Hauptmann!“ versetzte der Wirth. „Der gnädige Herr werden ja doch wissen, daß er hier im Dorfe zu thun hatte und bei mir im Hause dann die Krankheit bekam.“

„Benedberg?“ rief Gustav aus, indem er einen Schritt zurücktrat. „Er ist gestorben?“

„Ei — ja denn, wenn der gnädige Herr das wirklich noch nicht wissen!“ sagte der Wirth. „Aber mir wird man davon nicht die Schuld geben können,“ setzte er eifrig hinzu, „denn ich habe ja selbst schwer genug in meinem Hause an dem Fieber zu tragen gehabt, und mir soll man's nicht anrechnen, daß er das Quartier nicht annahm, was ihm die gnädige Frau in ihrer eigenen Wohnung anbot.“

Gustav hörte die letzten Worte nur noch mit halbem Ohr — eine zu große Aufregung hatte sich seiner bemächtigt. Benedberg also war gestorben und hier am Orte, derselbe Mann, der einst sein Freund geheißen und — den er seit einer gewissen verhängnißvollen Stunde nie wieder gesehen hatte! — Seine Brust hob und senkte sich rasch; dann aber — sollte ihm dieß Ereigniß nicht zu einem Zeichen, einer Mahnung werden, daß er das Vergangene nun wirklich vergangen und abgeschlossen sein lassen sollte,

wie dieß schon Dilling von ihm gefordert hatte, um sich mit ungetheiltem Herzen dem Leben, was jetzt das seine war, zuzuwenden?

Er fuhr sich rasch über die Stirn und fragte dann den Wirth in einem Tone, der eine gewisse plöblich in ihm aufsteigende Angst erkennen ließ, ob er ihm etwas von Anna sagen könne.

„O, die gnädige Frau werden gewiß wohl auf sein!“ lautete die Antwort, „ich hörte wohl gerade heute noch nichts von ihr, aber gestern, bei der Beerdigung des Herrn Hauptmanns, habe ich sie noch gesehen.“

Mit einem flüchtigen Lebewohl wandte Gustav sich um; was hatte er hier noch zu verweilen? In wenigen Minuten ja konnte er sein Weib begrüßen, sich das Willkommen von ihr holen! — Auf dem kurzen Wege, der ihm noch blieb, malte er sich den Empfang aus, der seiner daheim wartete. Was ihn erst verdrossen hatte, daß seine Depesche — aus irgend einem Grunde — nicht an Anna gelangt war, freute ihn jetzt beinahe, war es ihm doch damit gewiß geworden, daß sein Erscheinen sie überraschen mußte! Er lächelte bei dem Gedanken, wie ihre Augen ausleuchten würden, er sah die Röthe, welche ihr bei jeder unerwarteten Freude, als wäre sie noch ein Kind, so lieblich in die Wangen stieg, und er hörte auch den melodischen Klang ihrer Stimme, mit dem sie leise, aber innig, wie sie in der Regel zu ihm sprach, seinen Namen rief.

Sobald die Terrasse seiner Wohnung ihm ansichtig ward, spähte er nach ihrer Gestalt, denn es war ihm, als müsse sie ihm von dort aus zuwinken; aber das freilich blieb vergebens: noch war Anna nicht zu sehen. Sicher erschien es ihm dagegen, daß sie ihm innerhalb des Hauses aus dieser oder der nächsten Thür entgegengetreten werde; allein wieder täuschte ihn seine Erwartung, hatte er gegen ein geheimes Mißbehagen anzukämpfen, weil die, welche er sehen wollte, sich nicht zeigte. — Er stand jetzt auf der Schwelle eines Gemachs, welches sein eigenes war, und hier wirklich schimmerte ihm ein helles Gewand entgegen, ein weibliches Wesen befand sich in dem Raume, indessen — das freundlich-grüßende Wort erstarrte ihm auf der Lippe, denn die, welche er vor sich sah, war nicht Anna, sondern eine Dienerin, die sich beschäftigt zeigte, einige Sachen zu ordnen.

Eine Ueberraschung bereitete sein Wiederkommen auch ihr, ja dem ganzen im Hause befindlichen Personal, aber was galt das, da die Einzige, bei der das Staunen gleichbedeutend mit Freude gewesen wäre, da Anna fehlte!

Früh am Morgen, so dieß es, sei sie abgereist; wohin aber, konnte man ihm nicht sagen, und ebenjowenig wußte man ihm genau den Zeitpunkt ihrer Rückkehr anzugeben, da die gnädige Frau nur hinterlassen habe, sie hoffe zwar noch am nämlichen Tage wieder daheim zu sein, doch dürfte sie sich auch genöthigt sehen, ihre Abwesenheit noch etwas länger auszudehnen, jedenfalls aber dächte sie, bei der Ankunft des Herrn am Platze zu sein.

Das Räthsel, welches diese plöbliche Reise seiner Frau umgab, erhöhte Gustav's Unbehagen. Er war nahe daran, auf Anna zu zürnen, verwunderte sich dann aber selbst über diese ihm neue Empfindung, denn er besann sich darauf, daß sie noch niemals irgend einen Unwillen in ihm erregt hatte; und diese Erinnerung gab ihm rasch die mildere Stimmung zurück, so daß er sich auf's Neue des Wiedersehens zu freuen begann und sogar die Zeit berechnete, welche noch bis zu demselben verfließen mußte. Es waren dieß immerhin noch mehrere Stunden, das hatte er sich zuzugeben, wenn er schon die Möglichkeit, daß Anna an diesem Tage überhaupt nicht wiederkehren könne, kaum in Betracht zog — vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil sie ihn eben daran gewöhnt hatte, daß sich alle auf sie gebauten Voraussetzungen zu erfüllen pflegten!

In der That aber sollte ihn seine Erwartung auch diesmal nicht im Stiche lassen, der Tag nicht vollständig zu Ende gehen, ohne daß das Haus seine junge Herrin wieder aufgenommen hätte.

Gustav schickte sich an, sobald er das Geräusch des zurückkehrenden Wagens hörte, seiner Frau entgegen zu gehen, aber rasch, wie Anna ausgestiegen sein mußte, war sie ihm zuvor gekommen; als er die Schwelle seines Zimmers erreicht hatte, sah er sie bereits vor sich. War er nun aber auch um das Vergnügen gebracht worden, ihre volle Ueberraschung wahrzunehmen — der Kutscher hatte ihr nämlich die Rückkehr des Herrn verrathen — in anderer Beziehung hatte er sich nicht über den Empfang, den sie für ihn haben würde, getäuscht, sein Name war das erste Wort, welches er von ihr hörte, und es fehlte wohl nichts an der Innigkeit, dem freudejitternden Klange, mit dem der Ruf: „Gustav, Du — Du selbst!“ über ihre Lippen kam.

Sein Herz fühlte sich bewegt, er umarmte sie und sah dann lächelnd auf sie nieder. Ja, Dilling hatte Recht, wenn er ihren Liebreiz hervorhob: war sie nicht ein holdes Kind, das mit seiner Anmuth Allen gefallen mußte? — Ein halb fröhliches Gefühl überkam ihn und die Versuchung trat an ihn heran, jene Anmuth zu prüfen, indem er eine Neckerei an sie richtete.

„Du bereitest mir aber wahrlich schlechten Empfang!“ sagte er mit angenommenem Zürnen, „ich, Dein Mann, lehre nach wechenlanger Abwesenheit aus der Fremde zurück und finde die Hausfrau nicht zur Begrüßung auf meiner Schwelle: bist Du so wenig Deiner Pflichten eingedenk, Anna?“

Es kam wohl, weil der Ton des Scherzes so selten

zwischen den beiden Gatten war, daß die junge Frau kein richtiges Verständniß für denselben hatte, oder ihn doch für sich nicht sofort finden konnte, genug aber, ihre etwas beklommene Antwort war:

„Ich habe meine Pflichten nicht vergessen, Gustav, aber ich vermochte sie nicht alle zugleich zu erfüllen, und so mußte ich die wichtigsten zuerst wählen.“

„Ei, und da war das Wichtigste, für die eigene Unterhaltung zu sorgen!“ rief er in der vorigen Weise fortfahrend und mit halbem Lachen aus. „Gesteh es nur, Anna, die Reise, von der Du wiederkehrst, galt irgend einem Vergnügen, auf das Du, wenn ich daheim war, vielleicht hättest verzichtet müssen!“

Sie schüttelte ernst den Kopf.

„Mein Vergnügen suchte ich nicht, Gustav; an mich habe ich überhaupt nicht gedacht!“

Die Lust, seine Neckerei fortzusetzen, verging ihm bei dem Ton, mit welchem sie sprach, er schämte sich derselben fast, als ihm plöblich die Erinnerung an Alles, was sie in dieser Zeit ausgestanden haben mochte, zurückkehrte. Indem er flüchtig mit der Hand über ihren Scheitel strich, sagte er, nun gleichfalls ernst:

„Ja, ja, ich weiß, armes Kind — Du hast vielfache Trübsal zu überwinden gehabt; von der Krankheitsnoth in unserem Dorfe an, bis zu dem Ende des Dir fremden Mannes in der Herberge!“

„Ah,“ sagte sie, ihn anblickend, „Du weißt also schon, daß der Hauptmann von Benedberg gestorben ist?“

„Ja,“ entgegnete er, „und wir werden später noch mehr über ihn sprechen — Du sollst mir erzählen, wie es kam, daß Du ihn pflegtest! Jetzt möchte ich aber von Deiner Reise hören, und erfahren, zu welchem Zweck Du sie unternahmst.“

„Gustav,“ sagte sie, „meine Reise hing zusammen mit dem Sterben jenes unglücklichen Mannes. Ich hatte seinen letzten Auftrag an eine ihm verwandte Dame zu überbringen.“

„Eine ihm verwandte Dame?“ fragte Gustav mit hörbarer Betroffenheit, „verstehst Du mich recht, Anna?“

„An die verwittwete Geheimrätthin von Solling!“ entgegnete sie.

Eine fahle Blässe lagerte sich, als die junge Frau den Namen langsam und leise aussprach, plöblich über Gustav's Gesicht, aber nur, um eben so rasch einer dunklen Glut, die ihm in die Wangen strömte, Platz zu machen.

„Ich will nicht glauben, Anna, daß Du, Du selbst die Schwelle der Frau, welche Du eben nanntest, betreten hast!“ stieß er hervor.

„Doch — ich war bei ihr, Gustav,“ entgegnete sie, „aber Du darfst deshalb nicht zürnen!“

„Nicht zürnen,“ rief er heftig, „nicht zürnen, daß Du —“ er besann sich. „Verzeih,“ sagte er, sich gewaltsam fassend, „Du konntest ja nicht wissen, wer jene Frau ist, welches Innere die verführerische Hülle deckt!“

„Gustav,“ fragte sie erregt, „sprichst Du so, weil Du Frau von Solling einst, als sie noch Therese von Radenhäusen hieß, kanntest? — Glaube nicht, daß ich mich in Deine Geheimnisse drängen will, aber sag' mir das Eine, ob Du sie so kanntest, wie man sich kennen lernt, wenn ein Herz auf die Stimme des andern achtet und horcht?“

Daß ihre Wangen bleich geworden waren, hatte er vielleicht nicht bemerkt, und ebenjowenig gesehen, daß sie ihre Hände angstvoll und bittend zugleich gegen ihn ausgestreckt hielt, denn er selbst war, während sie sprach, wie in innerem Kampf hin und her geschritten; die Worte aber hatte er gehört, und darum, als sie nun schwieg, blieb er vor ihr stehen und sagte:

„Ich will ja zu Deiner Frage sagen, Anna, und mehr noch, ich will Dich selbst fragen, ob Du in dieser Stunde mehr aus meinem Munde hören willst. Ich fühle jetzt, daß ich zu Dir reden kann und — daß es zum Guten zwischen uns führen wird!“

„Zum Guten!“ flüsterte sie ihm nach, um dann gleich mit mühsam errungener Fassung hinzuzusetzen: „So sprich denn, Gustav!“

Er hatte sich in einen Sessel gleiten lassen und nöthigte sie, sich neben ihn zu setzen; er hatte auch ihre Hand erfaßt, als er zu reden begann.

„Du darfst es jetzt wissen,“ sagte er, „daß ich Therese von Solling einst liebte — heiß und leidenschaftlich — zugleich aber sollst Du erfahren, daß sie Gift in mein Leben geträufelt hat und daß ich sie darum hassen lernte — ja, Anna, ich hasse sie! Und so wirst Du denn begreifen, daß Niemand, der zu mir gehört, irgend eine Gemeinschaft mit ihr haben darf!“

Er hielt einen Augenblick inne und trocknete sich die Stirn, dann aber fuhr er ruhiger fort:

„Zu der Zeit, von der ich rede, glänzte an dem herzoglichen Hofe ein Stern — und das war Therese von Radenhäusen! Daß Alle nach ihrer Gunst rangen, das bewirkte nicht die hohe Stellung des Vaters — er war aus fremden Diensten herübergekommen und bekleidete einen der ersten Posten des Landes — das that allein ihr Geist, ihre Schönheit, der Zauber, welcher in ihrem Wesen lag. War es aber allgemein, daß man ihr zu Füßen lag: sie selbst lächelte nur zu den Huldigungen, die man ihr brachte, ihr Herz rührten dieselben nicht. Es gab nur einen, einen Glücklichen, der es wußte, daß dieß stolze Herz anders als kalt sein konnte — und dieser Einzige war ich. Ja — ich! In einem Moment, einem berausch-

den, hatte sie mir gestanden, daß sie mein Gefühl erwidere, daß sie mich liebe; aber sie hatte noch Schweigen von mir gefordert — der Vater, ein eifriger Katholik, war zuvörderst mit dem Gedanken zu versöhnen, daß sie einen Andersgläubigen erwählt habe, ehe die Welt das erfährt! — Einem Befehl aus ihrem Munde war nicht zu widerstehen! — Und zudem: es lag ein wonnenvoll prickelnder Reiz darin, daß man alle Hände sich begehrlig nach der Wunderblume ausstrecken sah und sich im Geheimen sagen durfte: sie gehört dir und dir allein! — So aber ward es mir möglich, mein Glück, meine Seligkeit vor allen Menschen zu verbergen, auch vor — aber nein, ich greife meiner Geschichte vor, ich muß in geordneter Weise erzählen!

„Wenn ich sagte, daß Alle Therese huldigten, so gedachte ich dabei auch schon eines Mannes, der durch seine Stellung über die allgemeinen Verhältnisse hinausragte, des Prinzen Alexander nämlich. Es kann sein, Du hast bereits von ihm gehört; er war ein Bruder des regierenden Herzogs, nicht ohne Vorzüge, schön zum Beispiel, jedenfalls aber von größerer Liebeshwürdigkeit als Sittenreinheit. Ich selbst — nun ich hatte mich bisher begnügt, über seinen Lebenswandel die Achseln zu zucken und, da sich der Verkehr mit ihm ja doch seiner und meiner Stellung wegen nicht aufgeben ließ, seine leichtfertigen Streiche einfach zu ignorieren, im Uebrigen aber zu versuchen, seiner Person die bestmöglichen Seiten abzugewinnen. Als er nun jedoch begann, seine Augen auf Therese's Schönheit zu lenken, wurden die meinen strenger, die bloße Huldigung des Prinzen galt mir fast als eine Entweihung des geliebten Mädchens! Und dieß Gefühl, keine gemeine Eifersucht, trieb mich, meinem Unwillen gegen Therese selbst Worte zu leihen, sie zu bitten, sich nicht durch Annahme der prinziplichen Galanterien zu entwürdigen. Ihre Entgegnung trieb mir die Röthe der Scham in die Wangen; einem Sünder gleich stand ich vor ihr, weil ich einen Moment lang gedacht hatte, ihre Reinheit könne angetastet werden, der Schatten eines Makels nur auf ihrem Ruf, ihre Tugend fallen! — Ich wagte keine Warnung wieder auszusprechen; noch weniger aber wagte ich es, einem Verdacht, daß die Kälte, welche Therese allerdings fortan gegen den Prinzen zeigte — gleich als gewähre sie mir damit eine Genugthuung — eine zum Theil erkünstelte sein könne, nur den geringsten Raum zu geben. So blieb ich blind! — Was soll ich nun eigentlich noch weiter reden? Der Tag kam, wo mir die Augen aufgingen — er kam!“

Gustav hielt inne, ohne es zu bemerken, daß Anna in athemloser Spannung an seinen Lippen hing, wie er es ebenso unbeachtet gelassen hatte, daß ihre Hände vorher mehrfach nach ihren Schläfen gefahren waren, als wollte sie denselben gegen das, was hinter ihnen pochte, eine Stütze verleihen.

„Weiter, sprich weiter, Gustav!“ drängte sie jetzt. Er wandte sich gegen sie und umfaßte mit einem krampfhaften Druck ihren Arm.

„Kannst Du es Dir nicht vorstellen, Anna, was folgte? Es war ein Mann ohne Sitten und Grundsätze, der sie umschmeichelte, und sie konnte nie sein Weib werden — aber er war ein Prinz und liebenswürdig — sie hat sich an ihn weggegeben!“

„Gustav!“ schrie sie auf, „Du darfst das nicht sagen — ich darf es nicht dulden, daß Du es thust.“

Er lächelte bitter. „Du empörst Dich nicht gegen mich, Kind, Du empörst Dich gegen die Wahrheit!“

„Nein, nein,“ rief sie in unveränderter Aufregung, „es ist keine Wahrheit; es ist unwahr, daß Therese von Radenhäusen sich erniedrigt haben sollte! Du selbst bist irreführt, Gustav!“

„Wie? Du willst ihren Anwalt machen, Anna?“ sagte er; „gut, so höre! Ich war dem Prinzen, soviel ich konnte, aus dem Wege gegangen, denn ich vermochte es nicht, ruhig anzuhören, wenn er über Therese sprach: ihr Lob aus seinem Munde ekelte mich an, und doch konnte ich ihn nicht zum Schweigen bringen, weil ich mein Verhältniß zu ihr nicht enthüllen durfte. Reizte ihn nun mein Benehmen, oder witterte er in mir seinen Nebenbuhler — genug, er begann, seine Weile, die des Spotts, der prahlerischen Herausforderung — wie nenne ich sie weiter? — auf mich zu richten. Anfangs noch bewahrte ich meinen ruhigen Gleichmuth, dann aber ging er weiter, er ließ Andeutungen fallen, daß Therese seinen Werbungen ein Ohr leihete, und als ich in meiner Entrüstung ihn fühlen ließ, daß ich seine Worte für Prahlerei, für Lüge nahm, vermaß er sich, mich noch zur Anerkennung seines Glücks bei der schönen Therese von Radenhäusen zwingen zu wollen.“

„Wenige Tage darauf — ich war unterdeß auf einer kurzen Reise abwesend gewesen und hatte meine Verlobte noch nicht wiedergesehen — nöthigte mich der Prinz, an einem kleinen Souper theilzunehmen, das er seinen Bekannten gab. Als das Treiben auf seiner Höhe war, drängte er mich in eine Ecke und zog dann das Porträt einer Dame hervor, indem er mit triumphirendem Lachen erklärte, er wolle mir nun den Beweis liefern, daß er sich nicht ammaßend der Gunst der Schönen hier gerührt habe; aus den Händen des Fräuleins selbst sei ihm das Bild zu Theil geworden! — Daß mir das Blut im Herzen stockte, als ich Therese's Züge erblickt hatte, mußte er wohl erkannt haben; denn frivol und diabolisch zugleich rief er: „Haha, er verfährt sich! — die Tugend der Dame thut ihm leid! — unter welchen Umständen allein Prinz Alexander ein solches Bild fordert, ist ihm ja bekannt!“

„Muß ich Dir erst sagen, daß er Recht hatte? Nur zu wohl war mir bekannt — durch eine intime Mittheilung wußte ich es — was es zu bedeuten hatte, wenn der Prinz sich von einer Dame ihr Bild erbat und — wenn diese das Verlangen nicht abschlug. Therese von Radenhäusen hatte ihn also durch keine Weigerung gekränkt!“

„Man trieb ein Spiel mit Dir — sagtest Du Dir das nicht, Gustav!“ rief Anna aus. „Doch,“ entgegnete er, „mir und dem Prinzen rief ich es zu. Ich glaube, ich warf ihm in's Gesicht, daß er löge — Ich hatte ihm bald zu danken, daß er mir verzieh, und einem Andern, daß er mich von meinem Unglauben heilte.“

„Ein Anderer? wer war dieser Andere?“ warf sie fast bebend vor Erregung ein. „Ein Verwandter von ihr — eben jener Hauptmann, den Du gepflegt hast, Anna,“ entgegnete Gustav; „er war in der Gesellschaft — der Prinz trat zu ihm und sprach einige Minuten mit ihm, darauf zog er ihn heran und aus Bensberg's Munde hörte ich alsdann — der Prinz gab sogar nicht nach, er mußte es mit seinem Ehrenwort bestätigen — daß der Letztere das Bild seiner schönen Cousine aus ihren eigenen Händen empfangen habe. — Was er damit gegen die Ehre seiner Verwandten sagte, war ihm selbst vielleicht nicht klar — er möchte ja sonst das Geständniß verweigert haben! — Genug blieb es aber, daß ich in jenes prinzipliche Geheimniß eingeweiht war — die Sache konnte nun ihren Schluß finden. — Du aber, Anna, willst Du etwa noch sagen, daß ich Unrecht that, als ich das Band zerriss, welches mich an Therese von Sölling knüpfte, als ich von der Stunde an jede Erinnerung an sie mit Füßen trat?“

Ihr Athem ging schnell und hörbar. „Ja, Gustav,“ entgegnete sie, „ich sage das Alles, denn ich muß es! Auf eine Lüge hin hast Du sie verurtheilt — das Ehrenwort, das Dir jener Mann gab, war falsch!“

„Anna!“ brauste er auf. Sie nickte nur. „Er hat es mir selbst gesagt in seiner letzten Stunde, und Du mußt nun Alles hören, damit die Wahrheit ihr Recht bekommt!“

Und dann begann sie ihm die Sache zu erzählen — Alles, was sie von derselben wußte. Mit den Enthüllungen des Sterbenden hob sie an, und der Schluß war das Gespräch, welches sie mit Therese von Sölling geführt hatte. Sie ließ kein Wort aus, sie setzte keines hinzu; sie zog keine Schlüsse und sie wies nicht auf den Zusammenhang hin: sie berichtete einfach die Thatfachen, und diese Thatfachen sprachen für sich selbst, vielmehr für zwei Dinge, die klar zu machen waren: für die gegen ihn und Therese begangene Insamie und — für die Unschuld des Weibes, das er, Gustav von Wüsten, einst geliebt hatte!

Er hatte kaum noch eine Frage zu thun, es war nicht nöthig, ihn Rede mit einem Wort zu unterbrechen: er konnte es an den nur halb artikulirten Lauten genug sein lassen, die mitunter, ihm selbst fast unbewußt, über seine Lippen kamen — aber als wenn ihm die Besinnung vergehen wollte, erfaßte er mit beiden Händen seinen Kopf, der Athem in seiner Brust leuchtete — daß er sprechen könne, schien ihm selbst längere Zeit hindurch eine Unmöglichkeit.

Als er endlich die Arme an seinem Leibe niedersinken ließ, war er wie starr geworden, und eine Art Starrheit lag auch in dem Ton, mit dem er jetzt zu reden begann.

„Es ist besser, Anna, ich bleibe nun allein,“ sagte er, „ich habe Zeit nöthig, um Alles zu begreifen, was ich erfahren habe.“

Sie neigte leise ihr Haupt. Es mochte ja so sein, wie er es sagte: daß ihm die Einsamkeit in dieser Stunde noth that!

Als er sich schon der Thüre genähert hatte, mußte wohl eine Erinnerung an die junge Frau, welche er zurückließ, seine Gedanken kreuzen, denn er kehrte sich noch einmal zu ihr um und sagte, während er für einen Augenblick seinen Arm um sie legte:

„Ich danke Dir, Anna, daß Du mir Licht gegeben hast!“

Dann ging er. Mit einem tiefen, schweren Seufzer blickte Anna ihm nach und wie in stummem, aber angstvollem Beten falteten sich ihre Hände.

Am andern Tage schon ging ein Brief, von Gustav's Hand geschrieben, an Therese von Sölling ab; er enthielt nur die wenigen Worte:

„Ich weiß jetzt Alles. Ich kann dem Todten nur verzeihen, wenn ich Vergebung von Ihnen habe. Vergeben Sie mir, Therese!“

Das Schreiben kam uneröffnet aus der Residenz zurück. Auf seinem Umschlage war bemerkt, daß die Adressatin sich auf Reisen begeben habe, der Brief ihr aber nicht nachgeschickt werden könne, weil die von ihr genommene Route nicht bekannt sei. — Was Anna aus dem Munde der Leute bereits gehört, daß Frau von Sölling im Begriff stehe, ihren Wohnort zu verlassen, hatte sich somit als wahr bewiesen, zugleich aber war klar geworden, daß die Begegnung mit der Ersteren zu keinem Aufgeben dieser Pläne geführt, eher vielmehr einen Grund zur Beschleunigung der Reise abgegeben hatte, denn es ließ sich leicht berechnen, daß Therese nur eine einzige Nacht hatte vergehen lassen, bevor sie der Heimat mit Allem, was hier freundlich oder feindlich zu ihrem Gemüth sprechen konnte, vorläufig den Rücken wandte. —

(Fortsetzung folgt.)

Glücklich und zufrieden.

(Bild S. 316.)

Das ist das Glück des Kindesalters, an welches wir später mit Wehmuth zurückdenken, daß wir von den äußeren Verhältnissen, von dem bitteren Ernst des Lebens fast nichts merken, weil wir im Banne unserer jugendlich goldenen Phantasie leben. Der Säbel und der Baukasten des Knaben zaubern ihm vor, Feldherr zu sein und kostbare Paläste zusammenzustellen; er vergißt darüber Hunger und Kälte. Dem kleinen Mädchen ist die Puppe eine herrliche Welt für sich. Was will da Armuth und Elend besagen, wenn es seine Puppe im Arme hält! Das schmutzige Mädchen dieser Scheint ihm das herrlichste Staatskleid, die eingedrückte Nase verhindert durchaus nicht, daß das Gesicht der Leblosen ihm schöner dünkt, als die sämmtlicher Menschen auf Erden. Die kleine Puppe macht ihm das lahle Stübchen zu reichsten Wohnräumen, das dürftige Bett zum schwellenden Sopha, den zerrissenen Stuhl für ein Lappan darauf zum sammetbedeckten Thronstuhl für ihre Puppe. Sind wir im späteren Leben je so glücklich und zufrieden als zu jener Zeit, da wir noch mit unserem Säbel, unserer Puppe spielten?

Unsere Illustration zeigt uns solch' ein beneidenswertes kleines Geschöpf, das trotz der sichtbar bitteren Armuth, welche es umgibt, glücklich und zufrieden ist mit seiner dürftigen Puppe.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

„Weißt Du, liebes Kind,“ meinte ein „süßer Schatz“ zu seiner Schöpfung, „ich werde Dir zu Weihnachten als Verloste ein Glückschwein schenken!“

„Bitte, nein!“ sagte darauf die Holde und dabei gab sie ihm einen Kuß; „ich habe ja Dich!“

Wie sich ein Kapitän rechtfertigt.

Ein kleiner Dampfer fährt an der Küste zwischen Rizza und Marseille hin. Einer der Passagiere meint befragt:

„Der Kapitän fährt so dicht am Ufer hin, daß ich fürchte, er kennt die Untiefen nicht.“

In demselben Augenblick erhält das Schiff einen fürchterlichen Stoß. Da wendet sich der Kapitän triumphirend zu dem Passagier:

„Ob ich die Untiefen nicht kenne! Hier haben Sie eine, das ist der „Meine August.““

Der größte Fehler der berühmten französischen Tragödin Rachel war ihre Gelbigkeit. Freigeigig war sie nur gegen sich selber und zuweilen gegen ihre Familie; aber selbst in Schoohe dieser Familie rief die Geldfrage ewige Zwistigkeiten hervor. Im alltäglichen Leben legte sie oft einen schmutzigen Seil an den Tag und mehr als einmal ließ sie sich wegen einer Rechnung von 15 Franken vor den Friedensrichter zitiren. An schwärmerischen Verehrern hat es ihr nie gefehlt; aber wenn sie neben ihrem Verzeihen nicht auch Schätze zu ihren Füßen niederzuliegen vermochten, galten ihr dieselben als sehr überflüssige Möbel. Wenn sie sich ökonomischer zeigte, als es mit der Heftigkeit ihrer Leidenschaft vereinbar schien, so ersann Rachel allerlei feine Mittel, um ihre großmüthigen Instinkte zu reizen. Die Geschichte von der Guitare ist eine der bezeichnendsten. Bei ihrer alten Freundin, Madame S., hatte Rachel einst eine zerbrochene Guitare bemerkt, ganz schwarz von Schmutz und Alter.

„Was thun Sie mit dem Ding, meine Liebe?“ fragte Phädra. „Wollen Sie mir's schenken?“

„Herzlich gern. Du befreist mich da von einem nutzlosen Möbel,“ sagte Madame S. Sofort erhielt die Kammerfrau Befehl, die alte Guitare in die Rue Joubert zu tragen, wo die Künstlerin wohnte. Drei Tage später kommt Graf Walewsky in Phädra's Vouloir und bemerkt das alte Instrument, das in einer seidenen Umhüllung über dem Kamin hängt.

„Barmherziger Gott! Was soll der alte Klimperkasten?“ fragte der Graf, der sein Vorgehen in's Auge faßte. Rachel nimmt eine sentimentale Haltung und einen halbvolles Ton an:

„Das ist die Guitare, mit der ich einst als armes Mädchen in den Straßen umherzog und mir mein Brod verdiente.“

„Ist es möglich? O, ich bitte Sie, geben Sie mir diese Erinnerung an Ihre Kindheit. Das ist ein Schatz, den die Welt, die Geschichte würdigen wird!“

„Eben deshalb behalte ich ihn, er ist mir nicht um 50,000 Franken feil.“

„Aber ich muß diese Guitare haben, koste sie, was sie wolle!“

„Sie sind ein Narr, lieber Graf!“

„Hören Sie, Rachel, ich gebe Ihnen das Diamantbracelet und die Rubinenschnur, die Sie neulich so sehr bewunderten. Sie können Weides augenblicklich beim Bijoutier holen lassen. Sind Sie's zufrieden?“

„Nun denn,“ sagte Phädra mit einem Seufzer. „Nehmen Sie die Guitare.“

Der Graf war überglücklich und zeigte den Schatz allen seinen Freunden. Unglücklicherweise kam nach einigen Wochen auch Madame S. in sein Haus und auch ihr ward das werthvolle Andenken vorgelegt. Sie aber vermochte einen Ausruf der Ueber-raschung nicht zu unterdrücken, und so kam die ganze Geschichte an den Tag.

